

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Unsere Mark Brandenburg

Sagen

Nohl, Walther

Berlin, 1912

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1542



Walther Muhl



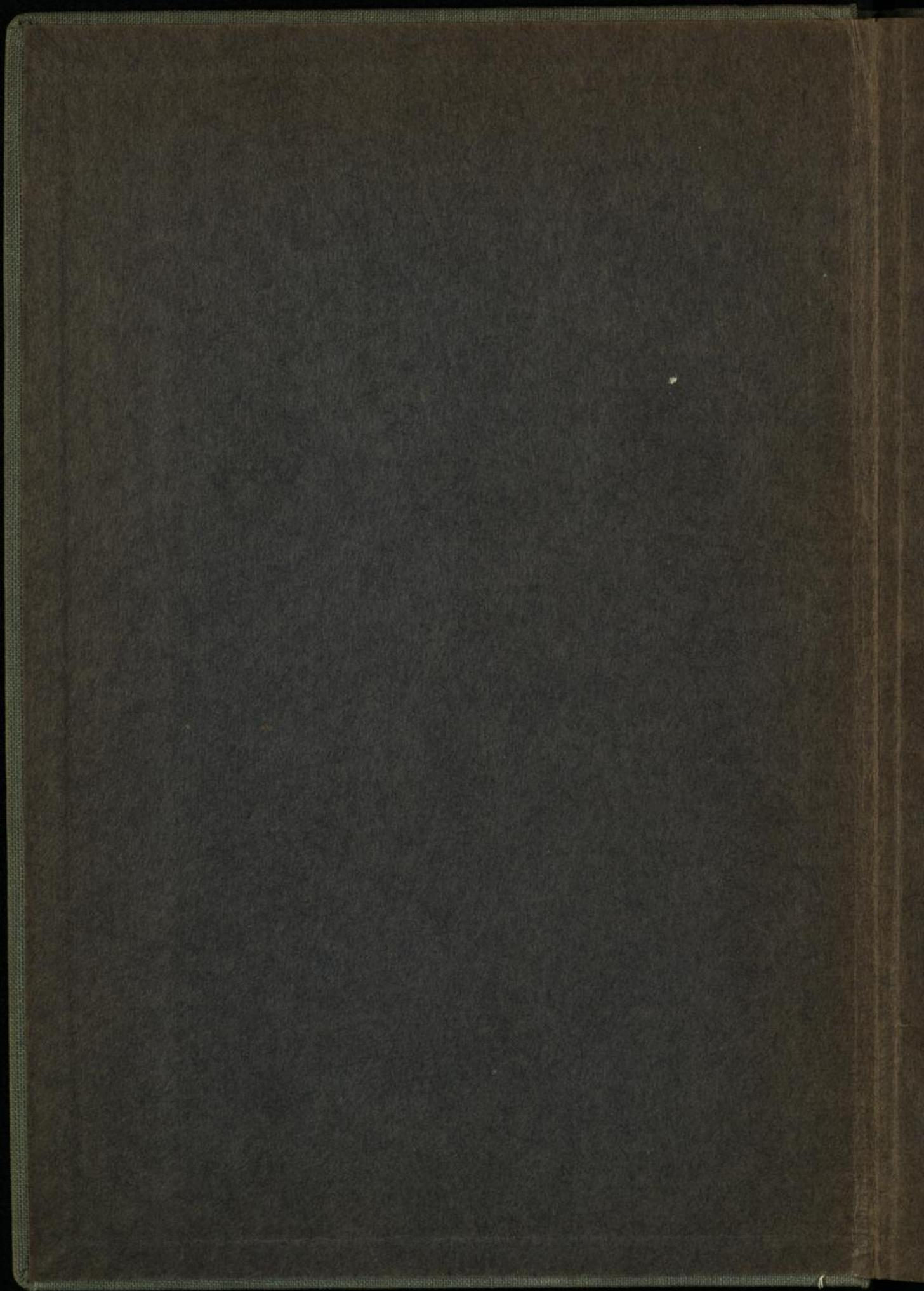
Unsere Mark Brandenburg

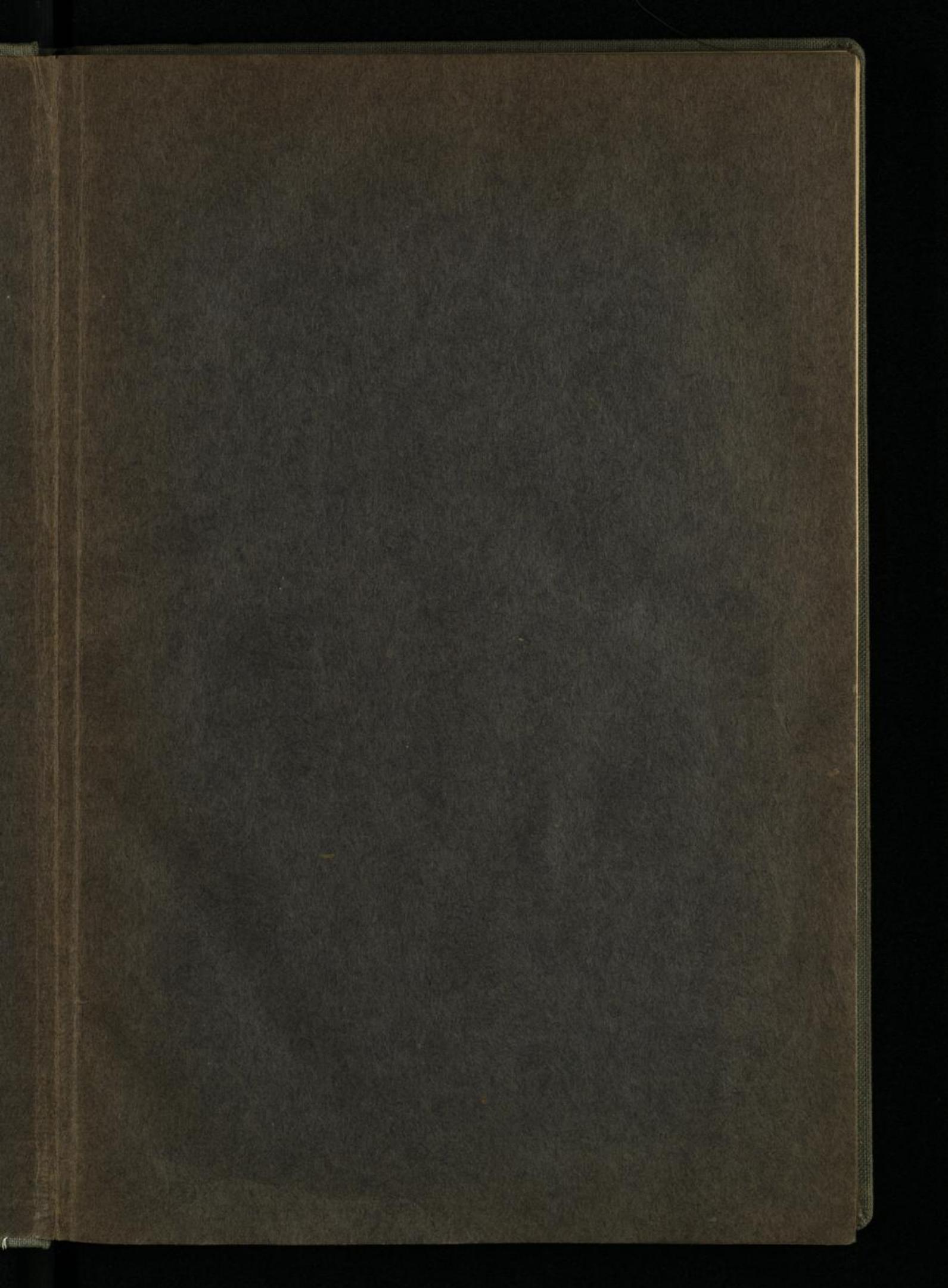
I Sagen

97

018927

L. Dehmitz's Verlag, Berlin
(R. Appellius)





2200



Universität
Potsdam

Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



97018927

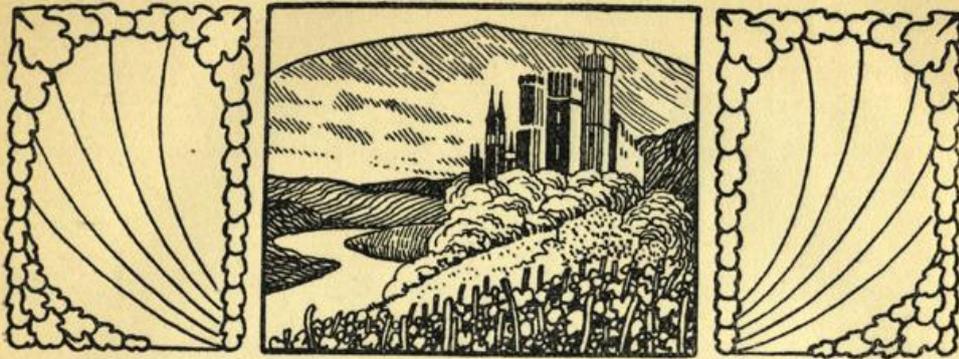
Inhalt.

A. Sagen.

	Seite
1. Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe in Berlin. Wilhelm Schwarz	3
2. Das steinerne Kreuz an der Marienkirche. Wilhelm Schwarz	4
3. Der Reiskopf in der Heiligen-Geist-Straße zu Berlin. Oskar Schwebel	5
4. Die verstümmten Löwen. Paul Kunzendorf	6
5. Die Rippe des Riesen. Paul Kunzendorf	7
6. Das Haus mit den 99 Schafsköpfen. Wilhelm Schwarz	7
7. Der fliegende Chorschüler. Wilhelm Schwarz	8
8. Sagen vom Standbilde des Großen Kurfürsten. Wilhelm Schwarz	9
9. Der Große Kurfürst auf der Langen Brücke. Otto Monke	10
10. Die weiße Frau. Walther Nohl	11
11. Die schwarzen Brüder. Otto Monke	12
12. Der Kaak. Otto Monke	13
13. Die heilige Gertrud auf der Gertraudtenbrücke. Otto Monke	14
14. Die faule Grete. Otto Monke	15
15. Der Hadesche Markt. Otto Monke	15
16. Der Schweinskopf. Otto Monke	16
17. Jungfer Lorenz zu Langermünde. Richard George	16
18. Das untergegangene Dorf Görne. G. Stimming	17
19. Wie Züterbog seinen Namen erhielt. A. Trinius	19
20. Die Keule am Tore zu Züterbog. Wilhelm Schwarz	19
21. Der Schmied zu Züterbog. Adalbert Kuhn	20
22. Ein märkischer Junkerstreich. Wilhelm Schwarz	21
23. Wie die Trebbiner zu ihrem Wappen gekommen sind. K. Pannier nach Käthe	22
24. Auf dem Kapellenberge. A. Trinius	23
25. Die Gründung Potsdams. Karl von Reinhard	24
26. Der Schimmel auf dem Wall. Karl von Reinhard	27
27. Die Bittschriftenlinde in Potsdam. A. Trinius	29
28. Der steinerne Reiter. Gerh. von Amyntor	30
29. König Friedrich und sein Nachbar. Joh. Peter Hebel	32
30. Der alte Friß. Wilib. von Schulenburg	33

	Seite
31. Friedrich Wilhelm I. als Eheftifter. Friedr. Gruppe	37
32. Der Schlüssel von Potsdam. August Kopisch	38
33. Die verzierten Frösche. August Kopisch	39
34. Friedrichs II. Kutscher. August Kopisch	41
35. Kaiser Wilhelm in Babelsberg. Ernst von Wildenbruch ..	43
36. Kohlhasenbrück. Wilhelm Schwarz	44
37. Friedrich der Große und der Zorndorfer Müller. Oskar Schwebel	46
38. Der große Krebs im Mohriner See. August Kopisch	47
39. Der Bauer und der Mohr. Friedr. Gruppe	48
40. Notmützen. Theodor Fontane	49
41. Gründung des Klosters Lehnin. Wilibald Alexis	49
42. Dietrich Nagelwid. Wilibald Alexis	52
43. Wie die Rahmiker den Abt Sibold erschlugen. Theodor Fontane	54
44. Der Harlungenberg bei Brandenburg. Oskar Schwebel	55
45. Treuenbrieken. Wilhelm Schwarz	57
46. Schildhorn. Paul Risch	58
47. Der Kobold auf der Mühle. Wilhelm Schwarz	59
48. Die Herren von Bredow und der Teufel. August Trinius ...	60
49. Die Rache des Quik. Wilhelm Kopke	62
50. Pumphut. Wilibald von Schulenburg	63
51. Selbergedan und der Wassernig. Wilhelm Schwarz	66
52. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Salbern von der Platten- burg am Fehrbelliner Damme. Wilhelm Schwarz	67
53. Sage vom treuen Stallmeister Froben. H. F. Bäßler	67
54. Das Kind von Fehrbellin. Martin Greif	68
55. Der Schutzgeist der Hohenzollern. W. Böhm	70
56. Sage von Frau Harke. Wilhelm Schwarz	71
57. Mife-Pupise. Wilhelm Schwarz	72
58. Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Theodor Fontane	72
59. Jescho von Köpenick. George Hesehiel	74
60. Der Name von Köpenick und der große Krebs von Stralow. Wil- helm Schwarz	75
61. Jochimke, hüte dich! Fedor von Köppen	76
62. Die Wendengötter. Fr. Eichberg	80
63. Am Teufelssee. August Trinius	81
64. Allerhühnchen. Theodor Fontane	82
65. Der Brauer Schuhmann in Neu-Muppin. Wilibald von Schulenburg	84
66. Der rote Hahn im Stechlinsee. Wilibald von Schulenburg	85
67. Die Hände von Prenzlau. Walther Kohl	85
68. Kurt von Bassewitz und die Kyrizer. Walther Kohl	87
69. Das Wunderblut zu Wiltsnaß. Walther Kohl	89
70. Heiligengrabe. Gustav A. Ritter	90
71. Der Bilwitz. W. Schmidt	92
72. Hünen in der Mark. Wilibald von Schulenburg ...	93
73. Ein Königsgrab aus der Vorzeit. „Der rote Adler.“	97

	Seite
74. Zwei Pirower. Hermann Gräbke	98
75. Die beiden Frauen zu Aulosen. J. D. H. Lemme	99
76. Die weiße Taube. Eine Spreewaldsage. Max Bittrich	100
77. Der Graf von Lynar und der Schlangenkönig. August Trinius	101
78. Die Weiber von Drossen. Paul Kunzendorf	102
79. Der Riese von Züllichau. Paul Kunzendorf	103
80. Kloster Chorin. Wilhelm Schwarz	104
81. Der Anker in der Angermünder Kirche. Rudolf Schmidt ...	105
82. Der Schäfer vom Döllentruge. Gust. A. Ritter	105
83. Der Schatzhund beim Dreßsee. Rudolf Schmidt	106
84. Sagen vom Markgrafen Hans. Rudolf Schmidt	107
85. Die versunkene Stadt im Paarstein. Wilhelm Schwarz ...	108
86. Woher Strausberg seinen Namen bekommen hat. Rudolf Schmidt	109
87. Koboldgeschichten von Strausberg. Rudolf Schmidt	109
88. Die Erbauung von Bernau. Rudolf Schmidt	111
89. Die Schlangen von Bernau. Rudolf Schmidt	111
90. Die Glocke von Bernau. Rudolf Schmidt	112
91. Die Bernauer Bierflasche. G. v. Putlitz	112
92. Die Uchtenhagens in der Sage. Theodor Fontane	117
93. Die letzten Uchtenhagen. Wilibald Alexis	120
94. Der letzte Uchtenhagen. Erich Ritter	126
95. Der Schatz in Angermünde. Gust. A. Ritter	128
96. Aus den Minneliedern Ottos IV. mit dem Pfeil	132
97. Das versunkene Schloß. Gust. A. Ritter	133



Die Sage wandelt sinnend durchs Land von Ort zu Ort
und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, sie lauscht am Felsenhang,
in Hainen rauscht ihr Flüstern wie ferner Harfenklang.

Sie schwebt um stolze Burgen, sie weilt beim Halmendach,
sie thront auf Felsenkirnen, sie spielt am Waldesbach.
Sie hat sich mit dem Lande so liebend treu vermählt,
daß sie fast allerorten von alter Zeit erzählt.

L u d w i g B e c h s t e i n.



The Sage would have been kind and true
and about to leave for his distant home
He went to his room, he sought his
in silence sought for his former
The lowest and best known, he went
He went and he sought, he went
The day was not yet over, he went
and he was silent and all was
The day was not yet over.

Sagen.

1. Die drei Linden auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe in Berlin.

Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum Heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren drei gewaltig große Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum weithin überdeckten.

Das Wunderbarste an diesen Bäumen war, daß sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten. Aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht bewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten.

Vor vielen, vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugetan waren und mit Leib und Leben für einander standen. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch einer derselben des Meuchelmordes angeklagt und sollte, obgleich er noch kein Geständnis getan hatte, den Tod erleiden, da alle Umstände die ihm zur Last gelegte Tat wahrscheinlich machten. Noch soß er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies

der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er der That ge-
ständig wurde, da er erkannte, daß seine Brüder ihn nur retten
wollten. So standen statt eines Täters auf einmal drei
vor Gericht, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete,
daß er allein jenen Mord begangen.

Da wagte der Richter nicht, den Urtheilspruch an dem ersten
zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem
Kurfürsten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurteil
entscheiden solle. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder
solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich
pflanzen, so daß die Wurzeln nach oben ständen. Wessen Baum
dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den
Täter bezeichnet.

Dies Urtheil sollte dann sogleich beim Anbruch des Frühlings
vollzogen werden. Aber siehe da! Nur wenige Wochen vergingen,
und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe
gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe und wuchsen bald zu
kräftigen Bäumen heran. So war denn die Unschuld der drei
Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger
Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind
und andern Platz gemacht haben.

Wilhelm Schwarz.

2. Das steinerne Kreuz an der Marienkirche.

Das haben die Berliner zur Strafe setzen müssen, weil das
Volk dort einmal einen Probst von Bernau erschlagen hat. Der
hatte sich, heißt es, durch die Hartherzigkeit verhaßt gemacht, mit
der er die Zehnten eintrieb. Wie er nun einmal — es war gerade
Markt und viel Volks zusammengeströmt — wieder heftig gegen
die Berliner von der Kanzel losgezogen war und aus der Kirche
trat, brach der Unwille gegen ihn los. Von Schimpfreden kam
es zu Tätlichkeiten, und schließlich erschlugen sie ihn. Das ist
den Berlinern aber teuer zu stehen gekommen. Der Papst hat
sie in den Bann getan — es war nämlich noch zur katholischen
Zeit, — und es hat ihnen viel Geld gekostet, daß sie sich wieder
aus dem Banne lösten. Zur Sühne mußten sie auch jenes Kreuz
aufstellen.

Wilhelm Schwarz.

3. Der Neidkopf in der Heiligen-Geist-Straße zu Berlin.

1. König Friedrich Wilhelm I., der während seiner Regierung sehr viel zur Erweiterung und Verschönerung von Berlin that, fand ein großes Vergnügen darin, das Leben und Treiben einzelner Bürger im stillen zu beobachten. In einfacher Kleidung schritt er oft unerkannt durch die Straßen, warf einen prüfenden Blick in die Fabriken, trat nicht selten in die Werkstätte armer Handwerker, ließ sich mit diesen in eine Unterhaltung ein und ergözte sich an den Antworten der arbeitsamen Bürger. Auf solchen Wanderungen war ihm schon mehrfach die Tätigkeit eines Goldschmieds aufgefallen, der in einem Hause in der Heiligen-Geist-Straße, das damals einer ärmlichen Hütte glich und in sehr baufälligem Zustande war, gar eifrig mit seiner Kunst sich beschäftigte. Seine Werkstätte war im untersten Stock, und da er an heißen Sommertagen bei offenen Fenstern zu arbeiten pflegte, hatte ihn der König, der eines Tages mit ganz besonders guter Laune in seine Stube trat, leicht beobachten können. Sämtliche Läden in der Straße waren schon geschlossen, denn die Zeit des Feierabends hatte längst begonnen; um so mehr mußte also die Tätigkeit des Goldschmiedes dem Könige auffallen. Einen Augenblick stutzte der fleißige Mann über den unerwarteten hohen Besuch. Doch da er die sonderbare Laune des Monarchen kannte, so faßte er sich bald und beantwortete mit vieler Dreistigkeit die Fragen des Königs, der sich nach allen seinen Umständen erkundigte. Mit jedem Worte schwand seine Schüchternheit mehr und mehr, und von des Königs freundlichen Mienen ermuntert, erzählte er offen, wie sehr die Armut ihn drücke und wie oft er Arbeit zurückweisen müsse, weil er aus Mangel an barem Gelde die nötigen Auslagen für Gold und Silber nicht bestreiten könne. Dem Könige gefiel die Offenheit des ehrlichen Mannes. Er bestellte bei ihm ein goldenes Service, zu dem ihm das nötige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte. (Dies goldene Service ist bis zum Jahre 1867 im Gebrauch des königlichen Hauses gewesen.)

2. Der glückliche Goldschmied war nun noch fleißiger als zuvor. Rasch ging die Arbeit vonstatten. Sauber und geschmackvoll lieferte sie einen Beweis von der Kunstfertigkeit des Meisters.

Der König besuchte ihn öfter, sah in gewohnter Weise dem geschickten Arbeiter zu und freute sich über die nahe Vollendung des bestellten Kunstwerkes. Eines Tages nun, als der König sich eben auch in der Werkstätte befand, bemerkte er an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses zwei weibliche Personen, die dem fleißigen Goldschmied, der dicht an seinem Fenster arbeitete, sobald er nur auffah, greuliche Gebärden machten und widerliche Gesichter dazu schnitten. Der König verwunderte sich über eine so sonderbare Nachbarschaft und erkundigte sich nach den „Grimassiers“ gegenüber. Er erfuhr, daß es die Frau und die Tochter eines reichen Goldarbeiters wären, die aus Neid und Arger über die Gnade, welche der Monarch ihrem armen Kunstgenossen zuteil werden ließ, auf eine so wunderliche Weise ihre Wut zu erkennen gäben.

3. Der Goldschmied erzählte auch, wie er einstmal nicht habe unterlassen können, unter den Arabesken einer Bratenschüssel eine der Fragen dieser bösen Weiber zu verewigen, die ihn gar oft in seiner Arbeit gestört hätten. Der König beschloß bei sich, den kleinlichen Brotneid des reichen Goldarbeiters ebenso zu bestrafen, wie er den Fleiß seines armen Günstlings belohnt hatte. Nachdem die bestellte Arbeit vollendet war, befahl der gütige Herrscher seinem Schützling, die alte Wohnung zu räumen, indem er ihm eine andere, einstweilen gemietete, anweisen ließ. Auf des Königs Kosten wurde hierauf das alte, haufällige Haus niedergedrückt und dafür das jetzt noch stehende errichtet, an dem sich zwischen der zweiten und dritten Etage, gerade in der Mitte der Front, in einer Nische ein weiblicher Kopf befindet, dessen Gesicht gar scheußlich verzerrt ist. Dieses Zerrbild, das ein Spiegel für die neidischen Weiber des reichen Goldarbeiters sein sollte, wird noch jetzt der *N e i d k o p f* genannt.

Oskar Schwebel (Die Sagen der Hohenzollern).

4. Die verstummten Löwen.

Am Turme der Parochialkirche in der Klosterstraße, hoch oben bei dem Glockenspiel, befinden sich vier Löwen. Die sollen früher zu jeder vollen Stunde, wenn die „Singuhr“ erklang, ein lautes Brüllen ausgestoßen haben. Wie sie aber stumm geworden sind, darüber berichtet die Sage:

Die Stadtherren von Berlin wollten nicht, daß der Künstler des Glockenspiels dieses noch einmal an andrer Stelle anbringe, und deshalb ließen sie ihm die Augen ausstechen. Er aber erbat sich als letzten Wunsch, noch einmal zu seinem Glockenspiel auf dem Kirchturm geführt zu werden. Die Bitte wurde ihm auch erfüllt, und als er oben war, hat er an einer geheimen Schraube gedreht, und seitdem haben die Löwen keinen Laut mehr von sich gegeben, und auch alle späteren Versuche, sie wieder zum Brüllen zu bewegen, blieben erfolglos.

Paul Kunzendorf (Sagen der Provinz Brandenburg).

5. Die Rippe des Riesen.

Ein Riese lebte in Berlin, der war so groß, daß, als er im Kampf erschlagen worden war, er nicht Platz fand zur Beerdigung auf einem einzelnen Kirchhof. Man beschloß daher, ihn zu zerkleinern und die Stücke auf verschiedenen Kirchhöfen der Stadt der Erde zu übergeben. Das geschah denn auch. Als man später einen dieser Kirchhöfe zur Bebauung heranzog, fand man eine Rippe nebst dem Schulterblatt des Riesen, und zum Andenken an ihn wurden diese beiden Körperteile an einem Hause am Molkenmarkt angebracht, das seitdem „die Rippe“ genannt wurde. Eine andere Legende sagt auch wohl, es wären die letzten Merkmale des Roland von Berlin, der einst an dieser Stelle gestanden haben soll. In Wahrheit aber stammen die Knochen von einem Walfisch. Ähnliche solche Merkmale findet man noch in anderen Gegenden der Mark, wo man sie mit gleichen Riesenfagen in Verbindung gebracht hat.

Paul Kunzendorf (Sagen der Provinz Brandenburg).

6. Das Haus mit den 99 Schafsköpfen.

Dieses Haus, das am Alexanderplatz zwischen der König- und der Landsberger Straße steht und an einem goldenen Hirsch weithin kenntlich ist, stammt aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Der König hat nämlich dieses Haus, wie so manche in Berlin und Potsdam, bauen lassen. Der Mann, dem er es baute, soll aber ein etwas unverschämter Gesell gewesen sein und den König

stets mit neuen Bitten belästigt haben. Bald wollte er dies, bald das an dem Hause noch gemacht haben. Schließlich quälte er den König noch damit, daß er gern allerhand „Verzierungen“ angebracht haben wollte. Der König hieß ihn gehen, indem er sagte, er werde schon für passende sorgen, und gab nun, erzählt man, dem Baumeister den Befehl, eben jene 99 Schafsköpfe an der Fassade des Hauses anzubringen. Bestürzt kam der Mann, als dies geschehen, zum König gelaufen. Der aber fertigte ihn mit der Bemerkung ab, er habe ja „Verzierungen“ gewollt. Daß sie nicht nach seinem Geschmack wären, dafür könne er nicht, und wenn die Köpfe ihm nicht genügend wären, solle er sich nur selbst noch ins Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.

Jetzt sind es aber keine 99 mehr.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

7. Der fliegende Chorschüler.

Eines Tages — es war noch zur alten katholischen Zeit — verabredeten mehrere Chorschüler an der Marienkirche miteinander, daß sie auf den Kirchturm steigen und dort aus den Krähen- nestern, deren sich eine Anzahl dort oben befand, die Eier ausnehmen wollten. Diesen Versuch führten sie auch aus und kletterten die Treppe hinauf. Als sie oben ankamen, ward zu einem der Schalllöcher ein Brett hinausgelegt, das zwei Schüler hielten; der dritte aber kroch auf diesem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Turmes nach Nestern zu suchen. Er fand auch bald eine große Zahl, gab jedoch seinen Gefährten kein einziges der Eier, die er dort fand. Als sie ihn nun fragten, ob sie ihr Teil nicht erhalten würden, schlug er es ihnen rund ab. Er sagte, er habe sich allein der Gefahr unterzogen, und so wolle er auch allein die Frucht derselben genießen. Da wurden die andern böse und drohten ihm, daß sie das Brett loslassen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Teil seiner Beute abgäbe. Weil er jedoch vor der Ausführung ihrer Drohung sicher zu sein wähnte, sagte er, das sollten sie nur tun, dann würden sie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das gesagt, so ließen jene das Brett los, und der arme Chorschüler stürzte von der Höhe des Turmes hinab.

Nun hatte er aber seinen weiten Chormantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war. Darunter fing sich sogleich der Wind und hemmte den Fall. Er schwebte wohlbehalten und unverfehrt mitten auf den Markt hinab, wo er zur größten Bewunderung der Käufer und Verkäufer ankam. Ob er dann seinen Gefährten ihren Anteil am Gewinn gegeben hat, weiß man nicht; sie mögen aber auch wohl nicht mehr danach verlangt haben.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

8. Sagen vom Standbilde des Großen Kurfürsten.

Wenn man das Standbild des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke genau betrachtet, so soll es einem vorkommen, als habe der Kurfürst vor sich ein Kind sitzen. Darüber erzählt die Sage:

Als der Große Kurfürst regierte, war ein gewaltiger Religionskrieg, in dem das Morden kein Ende hatte, so daß selbst oft die Kinder in der Wiege nicht geschont wurden. Nun kam der Große Kurfürst einmal durch ein brennendes, von seinen Bewohnern verlassenes Dorf und fand in einem Hause ein Kind in der Wiege; das Kind lachte ihn freundlich an. Voll Mitleid nahm der Kurfürst es auf, setzte es zu sich aufs Pferd und befahl, daß man aufhören solle mit Morden. — Einige behaupten aber, das sei nicht in jenem Kriege, sondern am Tage der Fehrbelliner Schlacht gewesen. Da habe der Kurfürst in einem von den Leuten verlassenen Dorfe, durch das er gekommen, das Kind weinend vor einer Hütte gefunden und mit sich aufs Pferd genommen. Darum habe ihn auch in der Schlacht keine Kugel getroffen; jenes Kind sei sein Schutzgeist gewesen.

Das Standbild hat aber noch ein anderes Merkmal, das nicht jeder weiß. Das Pferd des Großen Kurfürsten hat keine Hufeisen. Die hatte der Meister, der das Standbild gegossen hat, angeblich vergessen, und als er es nachträglich bemerkte, soll er sich deshalb von der Brücke in die Spree gestürzt haben.

In der Neujahrnacht übrigens, hieß es immer, dreht sich der Große Kurfürst in der Mitternachtsstunde auf seinem Postament um.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

9. Der Große Kurfürst auf der Langen Brücke.

Das Denkmal des Großen Kurfürsten ist nicht nur das älteste, sondern auch das schönste und wirkungsvollste Standbild Berlins; darum wissen die Leute so viel davon zu erzählen.

In der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 dreht sich der Große Kurfürst auf dem Postament um, oder er verläßt seinen Standpunkt, reitet durch seine Stadt, um zu sehen, was aus ihr geworden ist und kehrt mit dem Schläge 1 zum Postament zurück. Seine Züge erstarren wieder zu Erz, und doch ist Leben darin. Obwohl er die Tracht eines römischen Feldherrn trägt, ist er ein deutscher Mann durch und durch. Vor ihm sitzt auf dem Sattel das Kind von Fehrbellin. Als nämlich der Kurfürst am Morgen vor der Schlacht in ein von den Schweden verwüstetes Dorf kam, wo alles, Kirche und Häuser, im Brandschutt lag und niemand eine lebende Seele vermutet hätte, da tönte aus einem brennenden Hause klägliches Weinen eines Kindes an das Ohr des hohen Herrn. Er stieg vom Pferde und trat ein; da sah er den Vater und die Mutter erschlagen am Boden liegen, in der Wiege aber ein verlassenes Kind, und das lachte ihn, sobald er näher trat, so freundlich an, daß er's auf seine Arme nahm und dann vor sich auf den Sattel setzte. Das Kind aber wurde in der Schlacht sein schützender Engel, von Gott gesandt, und keine Kugel traf den Helden, der auch in der Stunde des Kampfes der Barmherzigkeit nicht vergaß. Darum hat man's denn auch als Wahrzeichen vor dem Panzer des Kurfürsten angebracht.

Dem Rosse des Kurfürsten fehlt am rechten Vorderfuß das Hufeisen; das ist 1848 bei der Revolution abgeschossen worden, wie einige sagen; aber es gibt noch alte Leute, die das Denkmal schon vor 1848 gesehen haben und behaupten, das Hufeisen habe bereits damals gefehlt, der Künstler habe es beim Gießen vergessen. Als das Denkmal fertig war, soll der Meister voll Stolz gesagt haben, niemand könne daran etwas aussetzen. Plötzlich wies einer der Gehilfen auf den Huf, und nun merkte der Meister, daß ein Eisen fehlte. Da soll er sich in der Verzweiflung von der Brücke in die Spree gestürzt haben.

Unter dem Sockel ruht, wie die Sage berichtet, ein großer Schatz; den darf aber nur der König von Preußen heben, wenn

er einmal in große Not kommt. Die Franzosen haben es 1806 vergeblich versucht, jedoch nur einige Marmorstücke aus den Stufen herausgeschlagen und sind glücklicherweise nicht tief genug hineingekommen. Jetzt ist's aber noch schwerer, an den Schatz zu gelangen; denn der Kaiser hat Stufen aus festem Granit herrichten lassen.

Über die vier gefesselten Männer am Fuße des Denkmals hoben die Leute schon viel nachgedenken und noch mehr erzählt. Manche sagen, der Baumeister Schlüter habe dabei an die Leidenschaften gedacht, die der jugendliche Prinz im Haag bekämpfte, andere dagegen, es seien Gefangene, entweder bezwungene Feinde oder bedrückte Landeskinder, die ihren Fürsten um Befreiung anflehen; endlich meint man, die Gestalten seien Vertreter der Völker, die der Kurfürst vor den Franzosen schützte. Weitere vier gefesselte Gestalten sollen noch unten im Wasser am Fundament sich befinden.

Otto Monte (Berliner Sagen und Erinnerungen).

10. Die weiße Frau.

Das Volk erzählt, daß, wenn der Tod eines Mitgliedes des Hohenzollernhauses bevorsteht, nachts im Schlosse zu Berlin die „weiße Frau“ erscheint. Sie ist in ein langes, weißes Gewand gekleidet und trägt eine weiße Haube mit langem, weißem Witwenschleier. Langsam und still schreitet sie durch die langen Gänge und die Gemächer des Schlosses und grüßt die Begegnenden mit leisem Neigen des Kopfes, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. So darf man sie auch nicht anreden oder gar reizen, da sie sonst zornig wird.

Zuerst soll sie 1598 kurz vor dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund, dann 1667 vor dem Tode der Kurfürstin Luise Henriette gesehen worden sein. Als das Ende der Mutter des Großen Kurfürsten bevorstand, erzählte man auch, daß sie ihre einsamen Wanderungen mache. Der Oberstallmeister von Burgsdorf aber, ein kühner, starker Mann, sprach: „Ich möchte sie doch auch einmal sehen und ein Wörtchen mit ihr reden!“ Wirklich begegnete er ihr eines Abends auf der Treppe, als er das Schloß verlassen wollte, um zum Garten zu gehen, wo sein Roß harrte. Still und langsam wollte die weiße Frau nach ihrer Gewohnheit an

ihm vorübergehen. Er aber hielt sie an und sprach zu ihr: „Was willst du hier? Hast du nicht schon genug Fürstenblut genossen?“ Niemals hat Burgsdorf sagen können, was ihm eigentlich passierte. Von einem Stoße getroffen, stürzte er die Treppe hinab, daß ihm alle Rippen krachten. Zum Glück kam er mit dem Leben davon.

Über die Entstehung der Sage gibt es mehrere Lesarten. Nach einigen soll die weiße Frau der Geist der „schönen Gießerin“ Anna Sydow sein, der holdseligen Witwe eines Stückgießers Dietrich, die Kurfürst Joachim II. liebte. Auf seinem Sterbebette soll er seinem Sohne Johann Georg das Versprechen abgenommen haben, daß er Anna Sydow auf keine Weise kränken oder verunehren wolle. Aber der strenge Nachfolger schickte die „schöne Gießerin“ nach Spandau, wo sie bis an ihr Lebensende in Gefangenschaft verblieb. Ihr Geist, der keine Ruhe fand, schwebt rächend durch die Hallen des Schlosses und erscheint den Hohenzollern, Unheil und Tod verkündend.

Nach einer andern Sage ist die weiße Frau eine Gräfin von Drlamünde, Agnes, gewesen, die als Witwe gern Albrecht den Schönen, den Burggrafen von Nürnberg, heiraten wollte. Er soll aber gesagt haben: „Gern wollt' ich dem schönen Weibe meine Hand reichen, wenn nicht vier Augen wären.“ Die Gräfin glaubte, ihre zwei Kinder seien ihr im Wege und ließ die beiden, einen herzigen Knaben und ein liebliches Mädchen, töten. Aber der Burggraf, der mit den vier Augen seine noch lebenden Eltern gemeint hatte, zog sich von ihr zurück und verließ Nürnberg. Bittere Reue quälte Agnes bis an ihr Ende. Aber auch nach ihrem Tode sollte sie keine Ruhe finden, sondern sie muß als weiße Frau umgehen.

Walther Nohl.

11. Die schwarzen Brüder.

An einem Hause in der Brüderstraße nahe beim Schloßplatz soll früher ein Bild zu sehen gewesen sein; darauf bemerkte man vier Männer, die auf einem Pferde ritten. Das waren vier Brüder; die wohnten zusammen, aßen aus einer Schüssel, tranken aus einem Becher und waren einander in herzlicher Liebe zugetan. Darüber ärgerte sich der Teufel, und er beschloß,

die Eintracht zu stören. Er nahm die Gestalt eines schönen Mädchens an und wandelte vor dem Tore, wo die vier Brüder abends spazieren gingen, auf und ab. Allen gefiel das Mädchen, und einer stahl sich nach dem andern fort, um mit der Unbekannten allein zu sprechen. Da trafen sie denn plötzlich alle vier zusammen und merkten nun erst, daß der Teufel sie genarrt hatte. Der hatte sich jedoch arg verrechnet. Die Brüder sahen nämlich ihr Unrecht ein und gelobten, nie wieder voneinander zu lassen. Sie lebten einträchtig miteinander wie zuvor, gingen nie einzeln aus dem Hause, und wenn sie ausritten, saßen sie alle auf einem Roß. So stellte man sie auf dem Bilde dar. Allen Freuden der Welt entsagten sie, um sich nicht wieder zu entzweien; daher trugen sie einen schwarzen Mantel, weshalb man sie die schwarzen Brüder genannt hat. Ihre Reichtümer benutzten sie dazu, zwischen der Brüderstraße und der Breiten Straße ein Kloster zu bauen, dessen Gebäude noch 200 Jahre gestanden haben, nachdem Kurfürst Joachim II. das Kloster um 1540 aufgehoben hatte. Die Brüderstraße, eine der ältesten in Alt-Köln, verdankt den Klosterbrüdern ihren Namen.

Otto Monke (Berliner Sagen und Erinnerungen).

12. Der Raaf.

Das alte berlinische Rathhaus in der Spandauer Straße hatte einen Vorbau, die Gerichtslaube, welche abgebrochen wurde, als man in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein neues Rathhaus baute. Kaiser Wilhelm I. rettete das altertümliche Gebäude, indem er es in derselben Gestalt in seinem Parke Babelsberg 1872 wieder aufbauen ließ. An einer Säule der Gerichtslaube bemerkt man noch heute das steinerne Bildnis eines großen Vogels mit Menschengesicht und Felsohren. Das ist der Raaf oder Kolk, der in Berlin auch wohl der „verwünschte Musikus“ genannt wurde. Die Säule, an der er sich befand, war der Pranger, und ältere Berliner erinnern sich wohl noch der Halseisen und Ketten, die unter dem Spottbilde angebracht waren. Damit wurden solche Verbrecher festgeschlossen, die zu Schimpf und Schande öffentlich ausgestellt wurden, und mancher, den diese Strafe traf, mag den Pranger verwünscht haben und den Vogel dazu.

Einigen galt das Tier als Abbildung des Vampyr's, eines unheimlichen Vogels, von dem man früher in Berlin viel zu erzählen wußte. Er soll nachts den Schlafenden das Blut ausgefogen und sie so getötet haben. Dieser Aberglaube war vor 200 Jahren in Berlin weit verbreitet, und selbst Friedrich Wilhelm I. behauptete, daß er nachts in seinem Schlafzimmer einen großen Vogel gesehen habe, der aber durch den Kammerdiener verschreckt wurde.

Otto Monke (Berliner Sagen und Erinnerungen).

13. Die heilige Gertrud auf der Gertraudenbrücke.

Die heilige Gertrud soll eine Tochter des Pippin von Landen gewesen und im Jahre 659 als Äbtissin des Klosters in Nivelles bei Brüssel gestorben sein. Sie war mildtätig gegen Kranke und gründete Hospitäler, sowie Herbergen für Reisende, von denen sie denn auch besonders verehrt wurde. Das Spittel (Hospital) vor dem ehemaligen Teltower Tore und die 1881 abgebrochene Spittelkirche auf dem Spittelmarkt waren nach ihr benannt, und neuerdings hat man ihr auf der nahen Brücke ein Denkmal errichtet. Da kreuzt die Straße den Wasserweg; darum ist diese Stelle für sie ganz besonders passend. Zu ihren Füßen kniet ein „fahrender Schüler“, dem sie einen Trunk reicht. Lächelnd blickt die Heilige zu ihm nieder und übersieht absichtlich die gestohlene Gans, die der Bursch an einer Leine mit sich führt. Zu den Wanderern gehören nach dem Volksglauben aber auch die Seelen der Verstorbenen; sie verwandeln sich, wie man sagt, in Mäuse und kommen in der ersten Nacht nach dem Tode zur hl. Gertrud, in der zweiten zum hl. Michael und erst in der dritten dahin, wohin sie gehören, wie sie es verdienen. Darum umgibt ein Mäusekranz den Sockel des Standbildes. Weil nun die hl. Gertrud eine Beherrscherin der Mäuse ist, kann sie auch die Fluren und Felder vor Mäusefraß beschützen, wenn sie will. Deshalb beten die Landleute zu ihr und bringen ihr in jedem Jahre am 17. März, ihrem Gedächtnistage, die ersten Frühlingsblumen. Daher sprießen auf dem Denkmal zu ihren Füßen Lilien.

Nach einer alten Sage liegt das Reich der Toten unter der Erde, und die Todesgöttin Hel oder auch Frau Holle führt dort die Herrschaft. Frau Holle ist aber gleichzeitig die Beschützerin

des Flachsbauers und der Spinnerinnen. Darum hat man auch der hl. Gertrud einen Spinnrocken in die Hand gegeben und gesagt, am 17. März beißen die Mäuse den Faden ab. Da soll das Spinnen aufhören, denn der Frühling beginnt und mit ihm die Arbeit in Feld und Garten. Denkmäler wie dieses werden gar leicht zu Wahrzeichen einer Stadt, und früher, als es noch keine Wanderbücher gab, fragte man sogar die Handwerksburschen danach. Die Kenntniß der Wahrzeichen galt dann als Beweis, daß der Bursch kein Landstreicher war, sondern in der Stadt auch wirklich längere Zeit gelebt und gearbeitet hatte. Darum kannten früher die Leute ihre Heimat und die Wahrzeichen ihrer Stadt, und es wäre schön, wenn das auch heute noch so wäre.

Otto Monte (Berliner Sagen und Erinnerungen).

14. Die faule Grete.

Im Kastanienwäldchen stehen zwischen der Neuen Wache und dem Zeughaufe drei Kanonen, die unsere Soldaten den Franzosen in den Freiheitskriegen und 1871 abgenommen haben. Die größte, früher „die schöne Josephine“ genannt, stammt vom Mont Valerien bei Paris. Die Berliner aber nennen sie „die faule Grete“, meinen, es sei dieselbe Kanone, mit der schon Kurfürst Friedrich die Quibowburgen beschloß, und lassen sich das nicht ausreden.

Otto Monte (Berliner Sagen und Erinnerungen).

15. Der Hackesche Markt.

Der Hackesche Markt hat seinen Namen nach dem Grafen von Hacke, dem Kommandanten von Berlin, erhalten, den Friedrich der Große 1751 beauftragte, dort die ersten Häuser zu erbauen. Denn der Graf wußte da sehr gut Bescheid, weil er dort oft gejagt hatte. Einmal wäre es ihm dabei beinahe schlecht gegangen. Er wollte ein Wildschwein auflaufen lassen; doch brach das Fangeisen ab, und das Tier geriet zwischen die Beine des baumlangen Grafen. In seinem Schreck ergriff er den geringelsten Schwanz des wilden Schweines und fiel auf den Rücken des Tieres. So unternahm er einen flotten Ritt, bis er endlich in der Nähe des Spandauer Tores herunterfiel. Die Stelle heißt daher noch heute der Hackesche Markt.

Otto Monte (Berliner Sagen und Erinnerungen).

16. Der Schweinskopf.

Zwischen dem Johannisstift und dem Butlichstege, an dessen Stelle man jetzt eine Steinbrücke baut, liegt ein altersgraues Häuschen; das ist der „Schweinskopf“. Da soll vor einigen hundert Jahren über der Tür der Kopf eines Wildschweines zu sehen gewesen sein, und der Wirt der kleinen Schenke, in der heut Familien nach altem Brauch Kaffee kochen, einen Mauerstein mit der Jahreszahl 1534 besessen haben. Heute erinnert an jene Zeit nur noch ein Bild des Kurfürsten Joachims I. an der Wand des Gastzimmers und die Sage, die ihre schimmernden Fäden um das alte Gemäuer spinnt.

Joachim war kein so froher Weidmann wie sein Sohn Joachim II.; aber zuweilen trieb's doch den Einsamen, den die Gattin des Glaubens wegen verlassen hatte, hinaus in den märkischen Kiefernwald, und nicht selten geriet er dabei in Gefahr, so bei Liebenwalde, wo er einen Eber jagte, dem Feuer aus dem Maule schoß, ebenso auch hier beim „Schweinskopf“. Da soll ein wütender Eber den Kurfürsten niedergerannt haben. Joachim wäre verloren gewesen, hätte nicht ein Köhler, der in der Nähe den Meiler bediente, seinen Hilferuf gehört. Mit der Schürstange eilte der Brave herbei und erschlug den Eber. Zum Dank erbaute ihm der Kurfürst das Haus und erlaubte ihm, einen kleinen Ausschank einzurichten. Der Köhler aber nagelte zur Erinnerung den Kopf des Ebers als Wirtshauschild über der Tür fest, wie die Jäger tun, die an ihrem Hause das Geweih eines Hirsches anbringen. Das geschah genau ein Jahr vor dem Tode des Kurfürsten.

Otto Monte (Berliner Sagen und Erinnerungen).

17. Jungfer Lorenz zu Tangermünde.

In der Stephanskirche zu Tangermünde hängt ein merkwürdiges Holzschnittwerk, das bis 1831 in der dortigen Nikolai-kirche aufbewahrt wurde. Dieses Bildwerk stellt einen Hirschkopf dar, der zwischen seinem mächtigen Geweih eine weibliche, in ein faltenreiches Gewand gehüllte Gestalt trägt. Die Haltung der Arme läßt darauf schließen, daß die fehlenden Hände zum Gebet gefaltet waren. Die weibliche Gestalt des Bildwerks ist

die Jungfrau Emerentia Lorenz aus Tangermünde, die der Sage nach von einem Hirsch auf wunderbare Weise gerettet sein soll. Theodor Fontane erzählt diese anmutige altmärkische Sage in seiner Novelle „Grete Minde“ wie folgt:

„Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte sich in dem großen, flußabwärts gelegenen Waldstück, das damals noch die Elbheide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg sichtbar wurde, betete sie zur Mutter Gottes, ihr beizustehen und sich ihrer Not zu erbarmen. Und als sie so betete, da nahte sich ihr ein Hirsch, ein hoher Elf-Ender; der legte sich ihr zu Füßen und sah sie an, als sprach' er: „Ich bin es, besteige mich nur!“ Und sie bestieg mutig seinen Rücken, weil sie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das schöne Tier in Erhörung ihres Gebets geschickt habe, und klammerte sich an sein Geweih. Der Hirsch aber trug sie zwischen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Tor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er stehen und ließ sich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingehürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Ansehen bis an seinen Tod. Und auch da noch ehrten sie das fromme Tier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten sein Geweih nach St. Nikolai und hingen es neben dem Altar Pfeiler auf. Den Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten sie den Lorenzwald.“

Richard George (Wie gut Brandenburg alleweg).

18. Das untergegangene Dorf Görne.

Zwischen Prütze und Greß, wo jetzt der Görnsee ist, soll vor Zeiten ein kleines Dörfchen, Görne, gestanden haben, das in die Tiefe sank, nachdem die Bewohner einen Armen hohnvoll aus dem Dorfe getrieben hatten. Der fremde Wanderer soll nach seiner Mißhandlung auf die danebenliegende Anhöhe gestiegen sein und einen Fluch gesprochen haben, wonach das Dorf, in schwarze Rauchwolken gehüllt, immer tiefer und tiefer sank, bis die Wellen über Menschen und Dächern zusammenschlugen.

Nur ein Mädchen mit hellblondem Haar, die Königin des Dorfes genannt, war nach einer naheliegenden Ortschaft ge-

gangen und dadurch vor der übrigen Schicksal bewahrt worden. Als sie zurückkehrte und an Stelle des Dorfes einen vom Winde gekräuselten See erblickte, glaubte sie, sich verirrt zu haben, und durchkreuzte die Gegend nach allen Richtungen hin, bis sie einen alten Mann traf, der mit ihr ging und bestätigte, daß hier kein Irrtum möglich, sondern das Dorf in die Tiefe gesunken sei. Wehklagend fiel sie auf dem danebenliegenden Hügel nieder. — Als die blaßgelben Lichtstrahlen der aufgehenden Sonne über ihr Antlitz huschten, war es kalt wie Morgentau, und die sonst purpurnen Lippen waren fahl wie Nebelstreifen.

Die naheliegenden Anwohner holten sie zur Bestattung. Da bemerkte man an der Stelle, wo sie gegessen und geweint hatte klares Wasser aus dem Berghang sickern und sich schließlich als kleine Rinnechen durch den tiefen Sand mühsam dem See zuarbeiten. Das waren ihre Tränen, die der Berg zurückgab und noch gibt; denn noch jetzt schleichen im Hochsommer wie im Winter verstoßene Tropfen über die sandige Wegstraße.

Später wollte man zu verschiedenen Malen Menschenstimmen unter dem Wasser gehört haben; aber immer noch war keine bestimmte Nachricht zu erhalten, bis sich eines Tages folgender Fall ereignete:

Zwei Fischern, die mit dem Ziehnetz (sackartiges Netz mit zwei langen Seitenwänden) am Vormittag zu derselben Stunde, da man den Wanderer aus dem Dorfe getrieben hatte, dort fischen, bleibt plötzlich das Netz festhängen, und alle Bemühungen, es weiter zu schaffen, bleiben vergeblich. Darüber ärgerlich, fängt der eine an zu fluchen. Kaum aber hat er einige Worte gesprochen, als ihnen ein verworrenes Geschrei, ähnlich, wie wenn Kinder einen Betrunknen verhöhnen, entgegenschallt; auch bemerken sie im Sack des Netzes ein furchtbares Hin und Her, so daß die Zugleinen zittern. Dann wird alles still, und das Netz läßt sich federleicht an das Ufer ziehen, enthält aber zu ihrem größten Erstaunen keinen einzigen Fisch.

Später soll der See lange unbefischt geblieben sein, was den späteren Pächtern nicht unangenehm gewesen ist.

An dem Ufer nach Westen zu hat man Dorf gestochen und viele menschliche Skelette gefunden, was diese Sage wohl noch befestigt hat.

Gustav Stimming („Der Bär“).

19. Wie Jüterbog seinen Namen erhielt.

Als die Stadt Jüterbog fertig gebaut worden war, mußte man nicht, welchen Namen man ihr geben sollte. Kopfschüttelnd stand die junge Bürgerschaft auf dem Marktplatz und sann und ratschlagte hin und her. Endlich beschloß man, hinaus vors Thor zu gehen und abzuwarten, bis jemand käme. Nach diesem wollte man dann die Stadt benennen. So geschah es denn auch. Nicht lange sollte es währen, da schritt eine Krügersfrau namens Jutte durch das Thor. Ihr zur Seite aber folgte medernd ihr weißer Lieblingsbock. Fröhlich und guter Dinge kehrte die Bürgerschaft nun wieder heim, malte einen kräftigen, weißen Ziegenbock in das Wappen der Stadt und nannte sie fortan Jüterbog.

August Trinius.

20. Die Keule am Tore zu Jüterbog.

An einem der Tore von Jüterbog hängt eine Keule mit der Inschrift:

„Wer seinen Kindern gibt das Brot
und leidet dabei selber not,
den schlag' man mit dieser Keule tot.“

Es war nämlich einmal ein reicher Mann, der gab seinen Kindern schon bei Lebzeiten all sein Geld, weil er hoffte, sie würden desto besser zu ihm sein und nun nicht auf seinen Tod warten. Es kam aber gerade umgekehrt: keiner kümmerte sich mehr um ihn. Da bereute der alte Mann seine Verkehrtheit und härmte sich so, daß er bald starb.

Als er nun tot war, kamen seine Kinder schnell auf das Gericht gelaufen; denn sie dachten, in einer Kiste, die der Vater noch immer gehabt hatte, wunder was zu finden. Sie war ihnen auch immer so schwer vorgekommen. Als die Kiste ober geöffnet wurde, war sie nur voller Steine, und unter diesen lag eine Keule und eine Verordnung, daß man die Keule solle mit obiger Inschrift an dem Tore der Stadt aufhängen. Das ist denn auch geschehen, und da hängt sie noch.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

21. Der Schmied zu Jüterbog.

Zu Jüterbog lebte einmal ein Schmied, der war ein gar frommer Mann. Zu dem kam eines Abends noch ganz spät ein Mann, der gar heilig ausah, und bat ihn um eine Herberge. Nun war der Schmied immer freundlich und liebevoll zu jedermann, nahm daher den Fremden auch gern und willig auf und bewirtete ihn nach Kräften. Andern Morgens, als der Gast von dannen ziehen wollte, dankte er seinem Wirte herzlich und sagte ihm, er solle drei Bitten tun, die wolle er ihm gewähren. Da bat der Schmied erstlich, daß sein Stuhl hinter dem Ofen, auf dem er abends nach der Arbeit auszuruhen pflege, die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast so lange auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse; zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die Hinaufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreie. Diese drei Bitten gewährte auch der fremde Mann und ging darauf von dannen. Nicht lange währte das nun, so kam der Tod und wollte den Schmied holen. Der aber bat ihn, er möge doch, da er sicher von der Reise zu ihm ermüdet sei, sich noch ein wenig auf seinem Stuhle erholen. Da setzte sich denn der Tod auch nieder, und als er nachher wieder aufstehen wollte, saß er fest. Nun bat er den Schmied gar sehr, er möge ihn doch wieder befreien. Allein der wollte es zuerst nicht gewähren; nachher verstand er sich dazu unter der Bedingung, daß er ihm noch zehn Jahre schenke. Das war der Tod gern zufrieden. Der Schmied löste ihn, und nun ging er davon.

Wie nun die zehn Jahre um waren, kam der Tod wieder. Da sagte ihm der Schmied, er solle doch erst auf den Apfelbaum im Garten steigen, einige Äpfel herunterzuholen, sie würden ihm wohl nach der weiten Reise schmecken. Das tat der Tod, und nun saß er wieder fest. Jetzt rief der Schmied seine Gesellen herbei, die mußten mit schweren, eisernen Stangen gewaltig auf den Tod los schlagen, daß er ach! und wehe! schrie und den Schmied flehentlich bat, er möge ihn doch nur frei lassen, er wolle ja nie wieder zu ihm kommen. Wie nun der Schmied hörte, daß der Tod ihn ewig leben lassen wollte, hieß er die Gesellen einhalten und entließ jenen von dem Baume. Der zog glieder- und lendenlahm davon und konnte nur mit Mühe vorwärts.

Da begegnete ihm unterwegs der Teufel, dem er sogleich sein Herzeleid klagte. Aber der lachte ihn nur aus, daß er so dumm gewesen, sich von dem Schmied täuschen zu lassen und meinte, er wolle schon bald mit ihm fertig werden. Darauf ging er in die Stadt und bat den Schmied um ein Nachtlager. Nun war's aber schon spät in der Nacht, und der Schmied verweigerte es ihm, sagte wenigstens, er könne die Haustür nicht mehr öffnen; wenn er jedoch zum Schlüsselloch hineinfahren wolle, so möge er nur kommen. Das war nun dem Teufel ein Leichtes, und sogleich huschte er hindurch. Der Schmied war aber klüger als er, hielt innen seinen Kohlsack vor, und wie nun der Teufel darin saß, band er den Sack schnell zu, warf ihn auf den Amboss und ließ nun seine Gesellen wacker drauflos schmieden. Da flehte der Teufel zwar gar jämmerlich und erbärmlich, sie möchten doch aufhören; aber sie ließen nicht eher nach, als bis ihnen die Arme von dem Hämmern müde waren und der Schmied ihnen befahl aufzuhören. So war des Teufels Keckheit und Borwitz gestraft, und der Schmied ließ ihn frei; doch mußte er zu demselben Loche wieder hinaus, wo er hereingeschlüpft war. Er wird wohl kein Verlangen nach einem zweiten Besuch beim Schmied getragen haben.

Adalbert Kuhn (Märkische Sagen und Märchen).

22. Ein märkischer Junferstreich.

Als der Ablasskrämer Tezel zu Luthers Zeiten in der Gegend von Züterbog sein Wesen trieb, kam einst ein Ritter zu ihm; es soll ein Edler Hake von Stülpe gewesen sein. Dieser verlangte von Tezel einen Ablassbrief wegen eines Verbrechens, das er noch ausüben wolle. Der Fall war neu und mochte Tezel anfangs stutzig. Doch weil jener ein gut Stück Geld bot, ging er zuletzt in die Falle und gab ihm für eine hohe Summe den verlangten Ablass. Das sollte ihm aber schlecht bekommen; denn als er mit seinen Schätzen Züterbog verlassen hatte, um sich nach Berlin zu wenden, und in die Sandberge bei Holbeck gekommen war, wo die Pferde kaum den schweren Wagen von der Stelle bringen konnten, sprengten plötzlich Vermummte auf ihn ein. Vergeblich, daß Tezel alle Strafen der Hölle auf die Frevler

loßwetterte; der Anführer der Schar zeigte ihm lachend den Ablafßbrief, den Tezel selbst ihm verkauft hatte, und sagte, das sei eben die zukünftige Sünde gewesen, für die er schon im voraus hätte Vergebung erlangen wollen. Es war nämlich der Anführer kein anderer, als unser Junker von Hafe. Nun wurden, nachdem die Knechte überwältigt waren, Kisten und Kasten aufgeschlagen und Tezel das sündhaft zusammengebrachte Geld abgenommen. Der größte der Kasten, mit großen Eisenbanden beschlagen, kam dann nach Züterbog, wo er noch heute hinter dem Altar der Nikolaiirche steht. Die Gegend aber soll von dem Überfall, und weil einige Knechte dabei ums Leben gekommen, den Namen der Mordberge empfangen haben, obgleich andere meinen, mit diesem Namen belege man auch sonst in der Mark solche Sandberge.

Wilhelm Schwarz
(Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg).

23. Wie die Trebbiner zu ihrem Wappen gekommen sind.

Joachim II. hatte einst die Trebbiner Ratsmänner, zu denen auch der wohlbekannte Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel, gehörte, nach der Heide bestellt, um in Gemeinschaft mit ihnen den Umfang des Stadtforstes festzustellen. Diese leisteten der Aufforderung Folge, verweilten aber im Krüge des Dorfes Neuen-dorf, durch das sie der Weg nach dem Walde führte, beim Dambrett, zu dem Clauert sie veranlaßt hatte, so lange, daß sie den festgesetzten Termin nicht einhielten. Der Kurfürst empfing die Trebbiner sehr unwillig und erklärte, sie ganz leer ausgehen lassen zu wollen. Da trat Clauert vor und bat Joachim, ihnen so viel an Heide zu überweisen, als sich mit einer Hand voll Berg umspinnen ließe. Der Kurfürst lachte über den Einfall und sagte zu. Dadurch erlangten die Trebbiner mehr Wald als sie vorher besessen hatten. Zum Andenken an die Begebenheit wurde das Dambrett in das Stadtwappen aufgenommen. — So führt Trebbin heute noch ein Dambrett im Wappen.

R. Pannier nach Rähje.

24. Auf dem Kapellenberge.

Steil über dem idyllischen, zwischen See und Wald gebetteten Dorfe Blankensee ragen auf der westlichen Spitze der Glauer Berge noch heute die bemoosten Feldsteinruinen einer alten Kapelle, von dunklen, schwermütigen Kiefern umstanden, einsam empor. Aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammend, hat nach dem Hereinbrechen der Reformation das kleine Gotteshaus, das sicherlich außer dem Bilde eines Heiligen oder der Gebenedeiten keine prunkvolle Ausschmückung jemals besaß, einsam und verlassen gestanden und ist dann allmählich zerfallen.

Aber je mehr die Trümmerhaufen sich erhöhten, um so mehr auch wuchs die Sage von den stillen Ruinen droben, und sie ging geschäftig von Haus zu Haus und klopfte an alle Türen der Dörfer ringsum, und wie es dann die Alten sich seit Menschengedenken erzählten, so raunen es sich auch heute noch die Jungen ins Ohr und blicken, wenn der Abend von dem Berge müde nieder zum Grössin-See steigt, wohl scheu empor, ob sich zwischen den Trümmerhaufen wieder die zuckenden, blauen Flämmchen zeigen, dort, wo ein gewaltiger, herrlicher Schatz für immer vergraben liegt. Noch keiner hat ihn freilich gehoben, wie oft und wie viele auch hingezogen sind zur Geisterstunde, um beherzt den Zauber zu brechen. Daß aber ein Schatz da oben ruht, das steht bei allen Landleuten fest.

Ging doch einmal ein Mann aus Blankensee gegen Abend an den Ruinen eben vorbei, als er plötzlich zwischen dem Gemäuer einen großen Haufen gekochter Krebse liegen sah. Verduzt blieb er stehen. Dann trat er näher und griff beherzt ein paar heraus, die er nun einsteckte, um sie seiner Frau mitzunehmen. Doch wie groß war seine Überraschung, als er, zu Hause angekommen, sie aus der Tasche zog und mit heller Freude statt der Krebse jetzt die schönsten, blitzenden Goldstücke in der Hand hielt. Ostmals ist er dann noch hingewandert, aber nur einmal ist ihm das Glück hold gewesen.

Gold hat keiner wieder droben gefunden. Aber ein alter Schäfer wußte noch mehr von dem geheimnisvollen Spuk in den Kapellenruinen zu erzählen. Das war um Mittag, just als die Sonne so recht prall auf dem Grössin-See unten lag, da zog er mit seiner weidenden Herde über den Berg, und wie er an der

Kapelle vorüberging, sah er ein großes Loch und darin eine Thür, die weit offen stand und die er sein Lebtag noch nicht gesehen hatte. Da faßte er sich ein Herz und trat heran. Und als er endlich durch die Thür in das Innere schaute, erblickte er um einen steinernen Tisch eine Gesellschaft alter, langbärtiger Mönche, die sich die Langeweile mit Kartenspiel vertrieben. Da ist er erschrocken umgekehrt und ist niemals wieder zur Mittagszeit mit seiner Herde über den Berg gegangen. Aber im Dorfe unten hat er es erzählt, und seitdem steht es noch fester, daß es da droben zwischen dem Gestein gar sonderbar umgeht.

A. Trinius (Märkische Streifzüge).

25. Die Gründung Potsdams.

Zu der Zeit, als der mächtige Wilzan, der in der festen Burg zu Dragowit wohnte, über die Wilzen an der Spree und Havel herrschte, bedeckte den ganzen Potsdamer Werder ein uralter Eichenwald, durch den sich von der Gegend des Heiligen Sees bis zur Havel am Lustgarten und von Glienick her bis nach der Stadt Werder ein tiefes, unzugängliches Bruch zog. Über dieses strömte im Frühling das Wasser der Havel und teilte den ganzen Werder in drei langgestreckte Inseln. Am meisten bewohnt war die nördlichste von ihnen; denn in der Gegend von Bornim und Eiche und am Pfingstberge lagen zerstreute Gehöfte, die zum Distrikt der Wubliß gehörten. Über sie herrschte auch der Krul oder Unterkönig der Haveller.

Die kleine Insel an der Havel war nur wenig breiter als der Teil der Stadt, der jetzt wieder durch den Kanal zu einer Insel gemacht wird, und nur ihr östliches Ende, der Mündung der Rudow gegenüber, war mit einzelnen Fischerhütten besetzt. Ihre Bewohner befuhren zwar weit und breit die Seen und Arme der Havel, die damals noch reich an Stören, Lachsen und Welsen waren, drangen aber selten durch die Sümpfe und Wälder, von denen ihr Wohnplatz im Norden umschlossen war.

Wo jetzt die Kirche des Dorfes Alt-Geltow steht, war eine feste Burg des Krul der Haveller erbaut. Hier pflegte dieser einen Teil des Jahres zu wohnen, um von hier aus in den großen Wäldern am Schwielowsee, die reich an Uren, Bären und Wölfen waren, zu jagen, oder den wilden Schwan mit dem gelben Schnabel,

wenn er auf seinen Frühlings- und Herbstzügen sich auf den weiten, einsamen Wasserbecken niederließ, listig zu locken und zu fangen. Ein hoher doppelter Erdwall umgab einen fast runden Raum, aus dem sich ein turmartiges Gebäude, aus rohen Feldsteinen und Baumstämmen dick und unförmlich zusammengesetzt, erhob. Nur eine leichte, schnell einzuziehende Brücke führte über den trockenen Graben zwischen den Wällen, und außer der kleinen, festen Tür waren keine Öffnungen im Turme, die von der Erde aus zu erreichen gewesen wären. Denn erst in bedeutender Höhe sah man die schmalen, sich nach innen und außen erweiternden Einschnitte angebracht, durch die das Licht in die niedrigen, nur mit Waffen und dem Gehörn des Urs und dem Geweih des Hirsches gezierten Räume dringen konnte, und höher hinauf die schwarzen Löcher, aus welchen der Rauch seinen Weg fand, der von dem mächtigen Feuer emporstieg, das fast beständig auf den breiten Steinherden in allen bewohnten Gemächern brannte.

Der Krul war ein wilder, grausamer Mann, besonders seit sein einziger Sohn in einem Kampfe mit den Deutschen gefallen war, zu dem ihn der Ober-Kriwe wider seinen Willen vermocht hatte, als jener eben das 25. Jahr erreichte. Zum Erben seiner Macht hatte er zwar seinen einzigen Verwandten erwählt, und er hielt strenge darauf, daß diesem gleiche Ehre wie dem Sohne erwiesen wurde. Aber sein Herz blieb dem Jüngling fremd, und selten, nur bei feierlichen Opfern und Festmahlen, sah man diesen in seiner Nähe. Je älter der Krul wurde und je weißer sein Haar, desto einsamer lebte er in seiner Halle, und selbst die langen Winterabende verbrachte er allein auf seinem Lager von Tierfellen am knisternden Feuer; ja sogar in demselben Hause war er ungern mit dem jungen Chocus zusammen, der, ein rüstiger Jäger und Fischer, im Kreise seiner muntern Gefährten fröhlich und sorglos die Tage verlebte.

Einmal, als Chocus auf der Wolfsjagd gewesen war, fuhr er spät abends im Frühling von Templin in einem Rahne nach Hause zurück. Das Wasser war hoch, und der Wind stürmte aus Westen. Als sie fast den Wentorf erreicht hatten, verlor der Knecht das Ruder, und sie mußten mit ihren Spießen sich fortzubewegen suchen. Der Sturm trieb sie aber zurück; schon wurde es dunkel, und nachdem sie lange hin- und hergeworfen worden waren, trieben sie endlich an einer kleinen Insel fest.

Hier suchten sie Schutz gegen den Sturm hinter dem Schilf und schliefen ein.

Als der Fürst am Morgen erwachte, gewahrte er nahe bei sich einen Kahn; darin saß eine Fischerin, die ein Netz ausgeworfen hatte und sang. Das Mädchen aber war so schön, daß er gar nicht wieder von ihm wegsehen konnte. Als die Fischerin jedoch den fremden, reichgekleideten Mann erblickte, war sie sehr erschrocken und stieß mit dem Kahne vom Ufer ab. Chocus ging ihr nach und sprach so schöne Worte, daß sie dem Mädchen zu Herzen gingen. Sie kam ans Land und dachte den ganzen Tag nicht wieder daran, fortzufahren.

Am Abend aber schifften sie alle drei über den Fluß und landeten da, wo jetzt die Heilige-Geist-Kirche steht. Der junge Fürst hieb mit seinem Schwerte Zweige von den alten Eichen, und sie bauten sich eine Hütte. Dort lebten sie viele Monate in dem schönen Eichenwalde, bis daß Schnee fiel. Da sagte ihr Chocus, wer er sei, und daß sie die Frau des Kruls werden sollte, wenn auch sein Oheim das reichste Königskind für ihn gewählt hätte. Die schöne Fischerin aber war so glücklich, daß sie sich nicht darüber freuen konnte.

Als nun das Moor zugefroren war, ging er über das Eis nach der Burg zu Geltow und gelobte, nach drei Tagen wiederzukommen mit Roß und Gefolge und sie heimzuführen. Als er jedoch in die Burg kam, war der Krul gestorben. Der Krive hatte das Volk am Opferstein versammelt und die Zeichen gedeutet: darauf hatte das Volk des Oberkriven Sohn zum Krul der Haveler gewählt. Der Krive aber war bei dem neuen Fürsten in der Burg, und als nun Chocus kam, ließ er ihn in einen tiefen Kerker werfen, ohne Luft und Speise, damit er umkomme. In der zweiten Nacht gelang es ihm aber zu entfliehen, und er kam zu dem Wilzan nach Dragowit. Der nahm ihn freundlich auf und hätte ihn gern in sein Erbe gesetzt; doch fürchtete er den Oberkriven, der großen Einfluß unter dem Volke der Haveler hatte. Chocus aber schämte sich, zu dem Wilzan von der Fischerin zu sprechen, und wenn er trauerte, glaubte der Fürst, es sei um die verlorene Herrschaft.

Am neunten Tage jedoch konnte er es nicht mehr ertragen vor Angst und Sehnsucht. Er entdeckte dem Wilzan alles, und dieser und sein Gefolge begleiteten ihn zu der Insel an der Havel.

Als sie über den tiefen Schnee nach der Hütte unter den Eichen kamen, fanden sie das schöne weiße Mädchen starr und tot. Von der Stunde an hat der junge Held nie wieder gelacht; sein dunkles Auge erlosch, und sein Haupt wurde weiß wie Schnee. Der Wilzan schenkte ihm die drei Inseln; da baute er sich eine Burg auf der Stelle, wo die Hütte stand und nannte sie Poztupimi, d. h. unter den Eichen. Weil er ein gar guter Herr war, sammelten sich viele Einwohner auf dem Berder, der nach ihm Chocie genannt wurde, und bald entstand ein kleiner Ort um die Burg. Oft erwähnen alte Chroniken des Volksstammes der Chocini und erzählen gar mancherlei von deren Anhänglichkeit und Liebe zu ihrem Fürsten.

Karl von Reinhard (Sagen und Märchen aus Potsdams Vorzeit).

26. Der Schimmel auf dem Wall.

König Friedrich Wilhelm I. hatte auf dem linken Ufer der Havel, von der Mündung der Nuthe bis zur Mitte der Langen Brücke einen breiten und tiefen Graben ziehen und längs desselben einen Damm aufwerfen lassen, der an seinem oberen Ende durch eine hölzerne Brücke mit dem Kirchhof der Heiligengeistkirche verbunden war. Dieser Graben, der im Winter durch die Fischer vom Eise frei erhalten werden mußte und der jetzt zum Kanal für die Schifffahrt erweitert ist, sollte das Desertieren der geworbenen Soldaten aus der Stadt erschweren. Zu gleichem Zweck war dieselbe im Osten, Norden und Westen mit einer wohlbewachten hohen Mauer umgeben, und längs dem Riez an der Havel erstreckte sich eine dichte Reihe von Pallisaden.

Ehe dieser Wall aufgeworfen war, auf dem Tag und Nacht Posten standen und Patrouillen gingen, hatten die Deserteure oft versucht, die Havel zu durchschwimmen. Bald war von ihnen der nahe, dichte Wald erreicht, und oft waren sie schon über die damals nur wenige Stunden entfernte sächsische Grenze, bevor ihre Abwesenheit bemerkt worden war. Zu spät hatten die Lärnkanonnen die Umgegend zur Aufmerksamkeit aufgefordert und waren die stets bereiten Kavallerieabteilungen aus allen Toren gerückt, um so schnell wie möglich alle Pässe und Brücken zu besetzen. In dieser Zeit war der Sohn des Predigers aus Baruth in ein Werbehäus gelockt und berauscht gemacht worden. Man

hatte ihm Handgeld aufgedrungen, und als er am andern Morgen aus seiner Betäubung erwachte, war er Rekrut und wurde noch an demselben Tage in Potsdam abgeliefert. Hier erwartete ihn ein hartes, trauriges Leben, und oft war er im Begriff, seine Leiden durch einen Selbstmord zu enden. Immer aber hatte ihn noch die Hoffnung davon abgehalten, daß er Gelegenheit finden würde, zu fliehen und so zu den geliebten, trauernden Eltern zurückzukommen. Manche Pläne hatte er entworfen, mancherlei wurde mit seinen Unglücksgefährten, wenn sie sich unbehorcht glaubten, besprochen; doch schreckte ihn, den Versuch zu wagen, die Furcht vor der grausamen Strafe ab, die er so oft an den wieder eingebrachten Flüchtlingen mußte vollstrecken sehen.

So war er zwei Jahre Soldat gewesen, und immer unerträglicher ward ihm sein Zustand. Da er aber still und gehorsam war, auch nie trank und spielte, waren ihm seine Vorgesetzten gut und sinnen an, ihn weniger streng zu bewachen. Da machte er den Plan, er wolle in der nächsten Nacht vom Sonntag zum Montag, wo kein Mondschein war und er die Stallwache hatte, durch die Havel schwimmen, leise zwischen den Posten auf dem Wall hindurchkriechen und dann längs dem Ufer der Ruthe fortzukommen suchen oder sich im Schilf bis zur nächsten Nacht verbergen. Herzlich und brünstig betete er am Sonntagmorgen in der Kirche und dachte den ganzen Tag an seine lieben Eltern, um seine Gedanken von den möglichen Folgen seines gewagten Unternehmens abzuwenden.

Am Abend hatten seine Kameraden reichlich gezecht, und die Wachmannschaft im Stalle war unaufmerksam und schläfrig. Eine Stunde nach Mitternacht kniete er noch einmal nieder, konnte aber nicht beten; sein Herz pochte so laut, daß er fürchtete, man möge es hören. Dann streichelte er noch zum Abschied seinen Schimmel, den er sehr liebte und der auch ihm sehr zugetan war, und schlich sich hinaus in die dunkle Nacht.

Glücklich kam er durch die öden Straßen. Unhörbar schwamm er über den Strom, und schon hatte er das andere Ufer erreicht, als er hinter sich laut plätschern und schnauben hörte. „Wer da!“ erscholl der Ruf der Wachen. Angstlich barg er sich auf dem Boden; aber immer näher rauschte es hinter ihm, und von beiden Seiten hörte er die Tritte der Kommenden. Da hob sich eine weiße Gestalt, sich schüttelnd, aus dem Wasser, und der arme

Flüchtling erkannte seinen Schimmel, der sich losgerissen hatte und ihm nachgeschwommen war. Eilig lief er über die Wiese und den Wall, der Schimmel dicht hinter ihm. Weil aber die Wache auf das wiederholte Anrufen keine Antwort erhielt, so gab sie von allen Seiten Feuer, und bald stürzten Mann und Pferd, von den Schüssen durchbohrt.

Seit jener Nacht wurden die Posten auf dem Wall nach Mitternacht, wenn kein Mondschein war, oft durch ein Plätschern im Wasser erschreckt. Dann sahen sie einen Schimmel über die Wiese hin und her laufen, ohne daß man seinen Hufschlag vernehmen konnte. Viele, die den Spuk recht nahe bei sich gesehen haben, versichern, der Schimmel habe keinen Kopf gehabt.

Karl von Reinhard (Sagen und Märchen aus Potsdams Vorzeit).

27. Die Bittschriftenlinde in Potsdam.

Friedrich der Große bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schlosse nach der Teltower Brücke zu. Von hier aus hatte er die Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg, und er übersah von seinem Schreibtisch aus mittels dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, die noch jetzt die Bittschriftenlinde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standpunkt zu wählen pflegten, die ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gewöhnlich sogleich hinab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen. Der Weg, Wünsche oder Klagen vor den König zu bringen, wurde aber nicht bloß von den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgebung gewählt; aus den fernsten Teilen des Landes sah man unter dieser Linde die Bittenden in ihrer heimatlichen Tracht stehen und hoffend und fürchtend ihre Blicke zu den Fenstern des königlichen Arbeitszimmers hinaufrichten. Die halbverwachsenen Narben, die einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herkommen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

An diese Linde hat sich nun ein schöner Volksglaube angeschlossen. Wenn jemand nämlich um die Erfüllung eines

Wunsches so recht in Sorge ist, so geht er um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schaut hinauf nach dem Eckfenster. Scheint dieses dann wie durch ein blasses weißes Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen wird.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

28. Der steinerne Reiter.

Der Park von Sanssouci hält Ruh'
und deckt mit Mondesglanz sich zu.
Beim großen Springborn schimmert hell
ein Reiterbild vom Fußgestell.
Doch kaum verkündet Glockenmund
das erste Viertel der dritten Stund',
da regt sich der Reiter; er schwingt sich vom Pferd
und gleitet vom Sockel hernieder zur Erd'!
„Parbleu, man sitzt sich lahm und krumm!
Schau'n wir uns 'mal im Garten um!“
Er dehnt die Glieder von Marmelstein
und schreitet fort im Mondenschein.
Sechs Treppen steigt er empor am Gang
und sieht sein Schloß. Dort lag er einst krank,
dort kämpfte er den letzten Strauß,
dort trug man ihn zur Gruft hinaus.
In eins der Fenster blickt er stumm
und denkt: „'s ist heut' ein Säkulum!
Wie schnell im Tode die Zeit vergeht! —
Ob wohl mein Staat noch fest besteht?“
„Halt! Wer da?“ ruft der Grenadier,
der oben schildert; „was tut Ihr hier?“
Der König lächelt: „Ei, Genosß,
der alte Friß besieht sich sein Schloß!“
Es wird dem Soldaten, er weiß nicht wie;
spukt's denn im Parke von Sanssouci?
Er stammelt, indem er präsentiert:
„Parbleu! Die Majestät passiert!“
„Parbleu? . . . das klingt bei meiner Ehr',

ja seltsam! . . . Sag', wo bist du her?"

„Im Elsaß kam ich auf die Welt!“

„Ah, das erklärt's! . . . Nahmst Werbegeld?"

„Nicht Werbegeld. Ich erfüll' meine Pflicht;
in diesem Rocke reut's mich nicht.“

„Deine Pflicht? Besinne dich!“ tönt es streng,

„Unter Preußens Fahne ein Alsacien?"

„Majestät! Das Elsaß ist deutsches Land;
unser Kaiser schirmt's mit starker Hand.“

„Sind Preußens Soldaten denn kaiserlich,
und wer gewann denn das Elsaß? Sprich!“

„Wilhelm, der Weißbart, vollbrachte das Werk,
wohnt gerade jetzt drüben in Babelsberg;
mit seinem Sohne, dem Kronprinzen Fritz,
schlug er auß' Maul den fränkischen Witz.
Nicht heißt der Feind mehr seit Sedan . . .

„Parbleu! il a perdu ses dents.“

„Superbe, ma foi!“ Der König packt
des andern Hand; jeder Finger knackt!

„Hab' Dank, mein Junge, für solchen Bericht!
Und nun, mach' fort! Tu deine Pflicht!“

Der Grenadier geht wie im Traum. —

Es lehnt an einem Drangenbaum
der Geist und schaut ins Havelthal,
das zaub'risch dämmert im Mondenstrahl.

„Dir, ewiges Schicksal, opfr' ich Preis,
quillt's über die weißen Lippen leis,

„daß du den Hohenzollernstamm
läßt wachsen so hehr und wunderbar!

Bei Fehrbellin wies auf die Bahn
des Sieges uns der große Ahn.

Ich faßte beim Schopfe das spröde Glück
und schuf bei Leuthen ein Meisterstück.

Nun hat der Nachfahr mit Glan
noch übertrumpft mich bei Sedan.

Was ich in meinem Testament
gewünscht: es möge das Regiment
des Landes stark, gerecht und klug
und sparsam sein und sonder Trug;

es möge sich schützen durch ein Heer,
dem stets als Höchstes gilt die Ehr', —
das hast du, Schicksal, hold gewährt.
Nun sei Erfüllung auch beschert
meinem letzten Wunsch: in alle Zeit
blüh' Deutschen Reiches Herrlichkeit!“ —
Im Osten glimmt ein Frührotschein.
Schnell huscht der Mann aus Marmelstein
hinab die Treppen und eilt behend
zum reiterlosen Monument.
Und unbeweglich im Sonnenblick
sitzt wieder im Sattel der Alte Fritz.

Gerhard von Arnimtor.

29. König Friedrich und sein Nachbar.

1. Der König Friedrich II. von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei eine unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen gut gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller die Flügel der Windmühle los und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbarn die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen? — Der König wußte, warum; denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können, einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schloßlein?“ Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?“ Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt Ihr auch nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt; sie ist

mir nicht feil.“ Der König tat zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viele Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also, daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbarn und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbarn.

Johann Peter Hebel
(Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes).

30. Der alte Fritz.

Der alte Dessauer war ein General, und der Kronprinz saß auf der Festung. Zu ihm kam der Dessauer immer durch die verschlossene Thür, denn er konnte mehr als Brot essen und sagte einmal: „Heute ist in England Konzert. Wie wäre es, wollen wir nicht auch dahin?“ Der Kronprinz meinte: „Wie wollten wir heute nach England kommen?“ — „Wenn du nur willst.“ — „Ich will schon.“ Da zog der alte Dessauer sein Taschentuch heraus und breitete es auf dem Boden aus: „Nun tritt du auf die eine Seite, ich werde auf die andre treten.“ Rutsch, auf einmal waren sie in England in der Stadt London. Der alte Dessauer meldete, ein paar fremde Gäste wären da, wollten auch mitmachen. Ja, das könnten sie. Beim Konzert sagte der alte Dessauer: „Erkennen wollen wir uns nicht lassen. Laß du

aber dein Taschenmesser hier, dann werden sie sehen, wer die fremden Gäste gewesen sind. Das Messer werden sie uns schon wieder schicken.“ Nach einigen Tagen kam auch das Messer an, aber in einer Kiste verwahrt, und ein Brief dazu, alles mit der richtigen Aufschrift: An den Kronprinzen. Der alte Dessauer hatte das alles gewußt, aber dem Kronprinzen gesagt: „Die Kiste soll zubleiben, bis einer geköpft werden soll.“ Gerade war einer da, den ließen sie die Kiste aufmachen. Da gingen auf einmal vier Pistolen los, zwei Schuß ihm in den Kopf, zwei in die Brust, und der Mann war tot.

Noch in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. lebte im Dorfe Braunsberg ein junger Schäferknecht, ein gar großer und schöner Mensch, den der Kronprinz von Rheinsberg her kannte. Die Werber des Königs suchten ihn zu bekommen, aber er wollte Schäfer bleiben. Doch wie er in einer Sommernacht in der Schäferkarre bei der Herde schlief, schlugen sie die Türe zu und fuhren ihn davon. Allein durch eine Falltür entkam er und hütete am nächsten Morgen wieder seine Schafe und strickte im Gehen Strümpfe von Wolle. Nach einiger Zeit kam ein alter Mann des Weges. Der unterhielt sich mit ihm und warnte ihn vor den Werbern des Königs. Er wolle ihm zeigen, wie sie es machten. Der Schäfer mußte die Arme ausbreiten, und der Alte steckte ihm durch die beiden Rockärmel den Schäferstock. Dann rief er: „Hallo! Hallo!“ Bewaffnete Männer traten aus dem Wald und fesselten den Schäfer. So kam er nach Potsdam zum Rieseregiment. Hier gab er immer viel Geld aus und gab große Gastereien trotz des geringen Soldes. Inzwischen war der Kronprinz König geworden und hörte davon. So verkleidete er sich, ging in die Schenke und saß traurig da. Da sagte der lange Soldat zu ihm: „Warum sitzt Ihr so traurig da?“ — „Ich habe kein Geld.“ Da borgte er ihm Geld, und sie saßen lange da, bis alles zu Bette war. Dann gingen sie beide durch die Straßen von Potsdam. An einem Kaufmannsladen machte der Soldat Halt und blies in das Schloß, das sofort aufsprang. Im Laden zog er drei Geldkästchen heraus, teilte das Geld in drei Haufen und sagte: „Den ersten braucht der Kaufmann für die Ware, der zweite ist sein Gewinn, den dritten hat er durch Betrug: den nehme ich mir.“ Von da gingen sie weiter. Er wollte dem Fritz auch die Schatzkammer des Königs zeigen. Als sie drinnen

waren, sagte er: „Dem König nehme ich nichts weg, der muß sich für alle plagen.“ Und wie der alte Frik zulangte, als wollte er einige silberne Löffel wegnehmen, gab er ihm einen derben Stoß: „Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dem König nichts nehmen!“ Dann ging jeder nach Hause. Am andern Morgen ließ ihn der König kommen und sprach: „Diesmal erlasse ich dir die Strafe, aber so etwas darf nicht wieder vorkommen.“ Und er ließ ihm höheren Sold geben.

Mal kehrte der König bei einer Jagd in die Walke oder Amtsmühle an der Straße von Wittstock nach Mirow ein, und erfreut über die gastliche Aufnahme, erklärte er dem Müller, alles Land solle ihm gehören, das er in einer Stunde umpflügen könne. Der schlaue Mann zog nun mit dem Pflug weithin um sein Gehöft eine Furche, die viele Morgen Land umschloß.

Der alte Frik war zwar ein großer König, aber ein Bauer war ihm über. Der hatte Erbsen gesät, und wie er fertig ist, sagt er für sich: „Wenn se koamen, denn koamen se nich, und wenn se nich koamen, denn koamen se.“ Das hörte der König, der zufällig da vorbeikam, und wußte nicht, was der Bauer damit meinte. „J,“ sagte der Bauer, „det is janz einfach. Wenn de Dauen koamen und freten de jesäde Ersten up, denn köen se nich rut koamen. Wenn de Dauen äbber nich koamen, denn wer'n of woll mine Ersten upjoan, wenn süs juet Weder is.“ Da gab ihm der König ein gutes Geschenk; aber er sollte es keinem sagen, bis er fünfzigmal den König gesehen hätte. Zu Hause im Schloß gab der König das Rätsel bei der Tafel auf, doch keiner konnte es raten. Da hat denn aber doch einer ausgefundschaftet, wo es der König her hatte, und reiste zu dem Bauern. Der sagte: „Jä derf et nich eer seien, bes id fufzigmoal den König jesien hebbe.“ Da gab ihm der Fremde 50 blanke Taler: so, nun sähe er so oft den König. Den andern Tag, als der König wieder das Rätsel aufgab, sagte der eine: „Das sind die Erbsen und die Tauben.“ Nun ward aber der König ärgerlich und ließ den Bauern kommen. Der schmunzelte bloß, faßte in die Tasche und zeigte dem König die fünfzig Taler und ob er da nicht drauf sei. —

In einem Dorfe gingen die Bauern Sonntags nicht in die Kirche, sondern in die Schenke. Das hörte der alte Frik und

ging auch in die Schenke. Do saßen viele Bauern, und der König setzte sich in eine Ecke mitten unter sie. Die Bauern schenkten sich Brantwein ein, und das Glas ging herum am Tische. Und wie es an den König kam, schob er's zurück und sprach: „Ich habe kein Geld, mag es so herumgehen, zurück!“ Dann ließen sich die Bauern wieder einschenken und tranken von neuem, und als das Glas an den König kam, sprach er wiederum: „Mag es so herumgehen, zurück!“ Und so geschah es vier-, fünfmal, bis die Kirche fast vorbei war. Da gab der König dem Nächsthenden mit der Rechten eine Backpfeife und sprach: „Mag's so rumgehen“, und ein Bauer gab sie dem andern weiter, und die Backpfeife ging herum. Und wie sie damit fertig waren, gab der König dem Nächsten mit der Linken eine Backpfeife und sprach: „Mag's so rumgehen“, und sie mußten sich die Backpfeife zurückgeben. Dann schlug er seinen Mantel zurück und zeigte seinen Stern. Am nächsten Sonntag gingen sie fein säuberlich zur Kirche.

Der alte Fritz ging in einem alten Soldatenmantel öfter abends in der Hauptstadt umher und in die Wirtshäuser, um zu sehen, was seine Soldaten da angäben. Einst fragt er einen, der viel draufgehen läßt: „Kamerad, wo hast du denn das Geld her?“ „Ja,“ sagt der andre, „wer den preußischen Pfiff nicht künnte!“ „Was ist das?“ — „Ich verkaufe, was zu verkaufen ist. Was brauche ich eine stählerne Klinge?“ und zieht eine hölzerne Säbelklinge heraus. Der König merkt sich den Soldaten genau, und nach einiger Zeit muß das Regiment antreten. Der König reitet einige Male auf und ab und läßt dann den Kameraden von neuem vortreten. „Zieh sofort deinen Säbel und hau dem Nebenmann den Kopf ab!“ — „Ach, Majestät, mein Nebenmann hat mir ja nichts zuleide getan!“ — „Zieh, oder er soll dir den Kopf abschlagen!“ — Da bleibt dem Manne nichts anderes übrig; er legt die Hand an den Griff und ruft: „Nun denn, möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird.“ Und siehe da, wie er herauszieht, ist die Klinge von Holz. Der alte Fritz lachte: „Ich merke, du verstehst den preußischen Pfiff!“

Wilibald von Schulenburg
(Landeskunde der Provinz Brandenburg).

31. Friedrich Wilhelm I. als Ehestifter.

An einem schönen Morgen geht
Des Königs strenge Majestät
in Potsdams schatt'gen Lindenwegen.
Kommt eine Jungfer ihm entgegen,
hübsch, artig und vor allem schlank
und wie ein Flügelmann so lang.
Es heitert sich das Angesicht
des Königs, er besinnt sich nicht:
„Sie geht nach Potsdam, liebes Kind?
Bestelle Sie mir das geschwind!“
Und tritt gleich in ein Häuschen hier,
verlangt Tint', Feder und Papier,
schreibt Order mit höchsteigner Hand,
streut die darauf den märk'schen Sand
und drückt den preuß'schen Adler drauf
und sagt zur Schönen: „Da, nun lauf
und gib's in der Kaserne ab!“
wobei er ihr 'nen Gulden gab.
Das Mädchen hat die Majestät
nun erst erkannt, und zweifelnd geht,
den Inhalt ahnend, sie zum Tor,
und Tränen brechen schon hervor.
Da kommt ein zitternd Mütterlein,
gekrümmt vom Alter, runzlig, klein,
die sagt: „Was ist dir, liebes Kind?“
„Ach, Mutter, trage Sie geschwind
den Brief da drüben hin nur eben,
ich will Ihr gern den Gulden geben.“
„Den Brief — den Gulden — ei, recht gern!“
Und sie geht tapfer zur Kaserne!
Der Oberst sprach: „Wart' Sie ein wenig!“
erbricht den Brief — „Ein Brief vom König!“
Er pustet von der Schrift den Sand,
er liest, was frisch geschrieben stand,
liest zweimal, dreimal diesen Brief,
worauf er Kriegsrat gleich berief.
Denn was stand in dem Schreiben drin?

Daß er mit Überbringerin
den Schotten, Flügelmann Mac Doll
ohn Aufschub kopulieren soll.
Stand allen stille der Verstand;
jedoch es ist des Königs Hand,
des Königs Siegel, streng Gebot.
Was also tun in solcher Not?
Der Flügelmann wird kommandiert,
Die heil'ge Trauung ausgeführt;
Der Feldpropst sprach den Ehesegen,
der Glückliche war sehr verlegen. —
Nun kam der König vom Promenieren,
um selber sich zu überführen,
ob sein Befehl vollführt genau,
und um zu schauen Mann und Frau.
Wie der das junge Paar nun sah,
erst flucht' er, doch bald lacht' er da.
Er sprach: „Ich scheide, wie ich muß
und kann als summus episcopus.

Friedrich Gruppe.

32. Der Schlüssel von Potsdam.

Der Amtshauptmann will reiten landaus bei finst'rer Nacht,
da ist die Stadt verschlossen mit gutem Vorbedacht.
„In Potsdam liegt der Schlüssel beim Bürgermeister. Lauf!
Er hat ihn unterm Kissen, er schläft bei Nacht darauf.“ —
„Holla! Heraus den Schlüssel, der Amtshauptmann ist hier,
er will zur Stadt ausreiten! Schließ auf, schließ auf die Tür!“ —
„Den Bürgermeister darf ich nicht wecken bei der Nacht;
drum schleichet still von dannen: er brummt, wenn er erwacht!“ —
„Geh, weck den Bürgermeister, laß andermal ihn ruh'n!
Es hat der edle Hauptmann für Stadt und Land zu tun.“ —
„Den Bürgermeister darf ich erwecken keinerweis!
Ich trag' zu ihm den Schlüssel am Abend hin mit Fleiß.“ —
„So werd' ich selbst ihn wecken. — Herr Bürgermeister, schnell,
ich muß den Schlüssel haben, den Schlüssel auf der Stell!“ —
Da wend't der Bürgermeister sich endlich um im Bett:
„Hat Zeit bis an den Morgen, wenn auf die Sonne geht!“ —

„Oho, Herr Bürgermeister, bleibt ruhig liegen hier:
Ich hab' ihn schon gefunden und trag' ihn nun mit mir!
Ihr kriegt ihn niemals wieder, drauf macht Euch gefaßt,
es nimmt der edle Kurfürst Euch selber ab die Last!“ —
Der Hauptmann kam zum Fürsten, der sprach: „Ich geb' dir Macht:
du sollst den Schlüssel haben fortan bei Tag und Nacht.
Ein Bürgermeister soll nicht so lieben Schlaf und Ruh',
und, weckt man ihn, nicht brummen und keifen noch dazu!“

August Kopisch.

33. Die verierten Frösche.

Des Königs Jagd war aus,
verzehrt der Abendchmaus,
manch Ruhgezelt
schön aufgestellt
und ringsum still die ganze Welt.
Die Frösche aber schrien im See,
es taten den Menschen die Ohren weh.
Des alten Frixen Vater sprach:
„Nun könnt' ich ruhen ganz gemach,
wenn das vertrackte Gequarr nicht wär'.
Wo kommen die Ruckucksfrösche her?
Es werden ihrer immer mehr,
das lärmet wie ein großes Heer.
Ein Chor, der so zu trinken hat,
wird auch so leicht nicht müd' und matt.
Das quarrt, das plarrt,
das mußt, das gluckt,
das blökt und quäkt,
das meckert und sägt;
man wird ein Narr
von dem Geschnarr,
von dem Geknarr und Wirrewarr!
Weiß keiner von euch zu stillen die Brut?
Den Becher empfängt, der es kann und tut.“
Da meldet ein flinker Jägersmann
sich als einer, der so was kann,
und springt hinaus: es fällt ein Schuß,

drauf folgt ein Zischen wie von Verdruß,
ein Knall und der Kantate Schluß.

Die erst so laute Wassermwelt
schweigt ringshin um das Königszelt.

Da seh'n sich alle verwundert an,
und manchem graut vor dem Jägersmann,
der sich den Becher holt und lacht
und keinem sagt, wie er's vollbracht.

Man legt sich allgemach zur Ruh'.

Der König schließt kein Auge zu,
so müd' er ist: das Stillesein
der Frösche macht ihm jetzt nur Pein;
er denkt: ich glaub' an keinen Zauber;
indes die Sache, gänzlich sauber
scheint sie mir nun und nimmermehr.

Man soll von der Natur nicht wanken;
dem Teufel meinen Schlaf zu danken,
das halt' ich wider meine Ehr'.

Die Frösche sollen wieder schrei'n!

Er ruft den Jäger sich herein:

„Mein lieber Mann,

hör' Er mich an:

hier steht zum Becher noch der Krug,
ich hab' des Schweigens nun genug.

Ist Er so klug,

mach' Er die Frösche wieder schrei'n,
so ist der Krug wie der Becher sein.

Laß Er sie wieder singen

und Gott dem Herrn ihr Loblied bringen,
es mag nun, wie es will, erklingen.“

Da sprach der Mann mit Lachen:

„Sorgt nicht, das will ich machen.“

Er eilt hinaus. Nicht lange Zeit
vergeht, als schon ein Fröschlein schreit,
ein zweites stimmt sacht mit ein,
nun hört man schon drei, viere schrei'n,
fünf, sechs, und jetzt schreit hinterher
das ganze große Fröscheheer,
als ob gar nichts passieret wär'.

Der Lärm ist ärger als zuvor,
es orgelt alles Chor bei Chor.
Der Jäger kommt, der König spricht:
„So tolles Ding kapiert' ich nicht.
Nehm' Er den Krug, doch sag' Er jetzt,
mit was für Kunst Er's durchgesetzt,
wie er die Schreier still gemacht
und wieder sie zum Schrei'n gebracht.“
„Erst lud ich Pulver in den Lauf
und einen guten Schwärmer drauf
und schoß den übern See daher;
da meinete das Fröscheheer,
daß das ein Donnerwetter wär'.
Sie sind bei solchem immer still,
oft schon, bevor es aufzieh'n will.“
Der König sprach: „Das seh' ich ein.
Nur eins will noch erkläret sein:
wie bracht' Er sie aufs neu' zum Schrei'n?“
„O Herr, das war ein leichter Spaß:
ich quarrte wie ein Frosch etwas;
da stimmte das nächste Fröschlein ein,
bald hörte man dann drei, viere schrei'n,
und endlich kriegte die ganze Bagage,
den Schreck vergessend, von neuem Courage.“
Der König sprach: „Gut ausgedacht!
Das Stück hat mir Pläsier gemacht.
Schieß noch einmal, sie schrei'n zu sehr.“
„Gern,“ sprach der Jäger, „nur heut nicht mehr;
sie haben gemerkt, man will sie verlieren
und werden sich heute nicht weiter genießen.“
„Hum,“ sagte der König, „was ist da zu tun?
Ich will versuchen, so zu ruhn.“
Im Traume noch lachend schlief er bald ein
und ließ die Frösche, Frösche sein.

August Kopisch.

34. Friedrichs II. Kutscher.

1. Des alten Fritz Leibkutscher soll aus Stein
zu Potsdam auf dem Stall zu sehen sein.

Da fährt er so einher,
als ob er lebend wär';
aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen kannt' er nicht: das war sein Lob!

2. Mordwege fuhr er ohne Furcht; sein Mut
hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
er fand gar nichts dabei.
In dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.

3. Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
war jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
woher es auch geschah,
daß er es einst versah
und dem alten Frix etwas zu gröblich kam,
wessenhalb derselbe eine starke Priße nahm

4. und sprach: „Ein grober Knüppel, wie Er ist,
der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!“
Und so geschah's. Ein Jahr
bereits verflossen war,
als der Pfund einst Knüppel fuhr und guten Muts
ihm begegnete der alte Frix; der frug: „Wie tut's?“

5. „I nun, wenn ich nur fahre,“ sagte Pfund,
indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
„so ist mir's einerlei
und weiter nichts dabei,
ob's mit Pferden oder ob's mit Eseln geht,
fahr' ich Knüppel oder fahr' ich Euer Majestät.“

6. Da nahm der alte Frix Tabak gemach
und sah den groben Pfund sich an und sprach:
„Hüm, find't Er nichts dabei
und ist Ihm einerlei,
ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich,
lad Er ab, und spann Er um, und fahr Er wieder mich.“

August Kopisch.

35. Kaiser Wilhelm in Babelsberg.

1. Am Babelsberg der blaue Strom, die Havel, rauscht durch Rohr
und Reiser.
Auf Babelsberg in Sinnen steht des jungen Deutschlands
alter Kaiser.
2. Den Weg hinauf, den Weg hinab blickt er ins blühende Gehege:
„Du Wiesen grün, du Baumespracht, ihr seid die Kinder meiner
Pfleger.
3. Du Garten, der mich rings umrauscht, Sinnbild des arbeits-
vollen Lebens,
ich pflanzte, hegte, pflegte dich; Gottlob, ich pflanzte nicht
vergebens!“
4. Die Sonne neigt zur Küste sich. Der Kaiser blickt von Berg
zu Tale.
Zu Füßen liegt ihm Land und See wie eine fruchtgefüllte
Schale.
5. Er hört der Herde sanft Geläut', die weidesatt zur Heimat
schreitet,
vom Strom herauf des Schiffers Lied, der singend sich zur
Ruh bereitet.
6. Hoch über Land und Wasserflut zieht es dahin wie tiefes
Rauschen.
Der Kaiser neigt sein greises Haupt, dem heil'gen Weihklang
zu lauschen.
7. Er regt die Lippen: „Dir sei Dank, Allmächt'ger, der Du mir's
beschieden!
Ich höre Deutschlands Atemzug und sehe meines Volkes
Frieden.“
8. Und wie das Haupt er wieder hebt, sieht er in Blut den Tag
ertrinken.
Er blickt ins Licht: „So sah ich einst die Sonne bei Sedan
versinken.“
9. Da ist's, als tön' ein Nachhall: „Ja!“ Ihm schwillt das Herz,
ihm wächst die Seele,
vom Postamente grüßen ernst den Kaiser seine Generäle.
10. Und langsam wandelnd Schritt für Schritt, von Bilde schreitet
er zu Bilde:
„Dich grüß' ich, dich und alle Euch Genossen Ihr im Schlacht-
gefülle.“

11. Der heiße Tag ist nun dahin, an dem gemeinsam wir gerungen;
nun kommt die Nacht, und manchen hat der tiefe Schlaf
bereits bezwungen.
12. Und manches Auge, das noch wacht, läßt müde schon die
Wimper sinken.
Der Herbstwind rauscht; von fern, von fern seh' ich's mit stum=
men Händen winken.
13. Doch was die Stunde bringen mag auf nachtumhüllten Zu=
kunftschwüngen:
Sagt, kann sie uns Vergessen je und Ende unsrer Treue
bringen?"
14. Da geht ein Rauschen durch die Luft, ein Nachhall flüstert
leis und leiser:
„Dein waren wir, dein bleiben wir, hüben und drüben, Herr
und Kaiser!“
Ernst von Wildenbruch.

36. Kohlhasenbrück.

Etwa eine Stunde von Potsdam, auf dem Wege nach Berlin, nicht weit von der Stelle, wo der Teltowkanal in den Griebnitzsee mündet, floß früher ein Bächlein, die Bäche, über das dort eine Brücke führte. Die Brücke hieß die Kohlhasenbrücke. Von ihr hat die kleine Niederlassung dort ihren Namen bekommen. Von der Brücke geht folgende Geschichte:

Zur Zeit der Kurfürsten Joachims II. und Joachims III. lebte in Cölln an der Spree ein angesehener Bürger, Hans Kohlhasen, der einen nicht unbedeutenden Pferdehandel betrieb. Einmal kam er mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junkers von Zschwitz angehalten. Er sollte sich ausweisen über die Pferde, es wären sicher gestohlene. Vergeblich beteuerte er seine Unschuld, die Pferde wurden zurückgehalten. Da klagte er den Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und der erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker von Zschwitz zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren diese aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhasen sich weigerte, sie zurückzunehmen und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen

vergeblich waren und er nicht zu seinem Rechte kommen konnte, sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Abjagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er abgezagter Feind des Junkers von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen fortan sein wolle, bis er zu vollem Recht und zu vollem Schadenersatz für alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schar verwegener Gesellen begann er nun auch das sächsische Land auf jede nur mögliche Weise zu schädigen und trieb die Sache bald so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg einige ihrer Räte nach Züterbog schickten, wohin auch Koblhase kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Der kam auch mit einem Gefolge von 40 Pferden. Aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von neuem begann Koblhase das sächsische Land heimzusuchen, ja, er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Koblhase Eindruck. Heimlich kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach, sich der Sache anzunehmen. Aber es war vergeblich, und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Koblhase auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte griffen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da kam Koblhase auf den Rat eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt, auf den Gedanken, sich an seinen Kurfürsten selbst zu machen und ihn so zu veranlassen, sich wirksamer seiner anzunehmen. Er überfiel einen kurfürstlichen Beamten, der mit Silberfuchen aus dem Mansfeldschen unterwegs war, in der Gegend, wo jetzt Koblhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberfuchen weg und versenkte sie unter der Brücke in die Bäte. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmidt gefahndet und bei Leibesstrafe allen verboten, sie zu beherbergen.

Man fing Koblhase, als man in Berlin Hausfuchung hielt. Er hatte sich beim Küster zu St. Nikolai in einer Kiste versteckt.

Ebenso wurde Nagelschmidt im Hause eines armen Bürgers am Georgen-Tor aufgefunden. Beiden wurde der Prozeß gemacht. Kohlhasse wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Schon war Kohlhasse bereit, dies anzunehmen. Da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Rappen!“ „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht“, sagte Kohlhasse, und so wurde er wie Nagelschmidt am Sonntag nach Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet. Dem Kurfürsten aber soll es leid getan haben, daß eine so tüchtige Natur ein solches Ende genommen. Ob man die Silberfuchsen gefunden, berichtet keine Chronik. Die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekamen den Namen Kohlhasenbrück. Nach Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

37. Friedrich der Große und der Zorndorfer Müller.

In der Neumark erzählt man, daß bei Zorndorf der alte Fritz einem Müller den Sieg zu verdanken gehabt hat. Der führte ihn durch eine Furt der Oder, daß er unerwartet über die Feinde kam und sie schlug. Wie er aber drüben war, wollte der Müller fort. „Ne,“ hat der alte Fritz gesagt, „Bapaten, nu bleibt man hier. Ihr habt mich herüber gebracht, nun müßt Ihr auch mitmachen.“ —

Wie alles vorübergewesen ist, hat der König ihn dann gefragt, was er zum Lohne haben wolle. Da hat der Müller gesagt, wer er denn wäre, daß er ihm etwas versprache. „Ich bin dein König!“ hat da der alte Fritz gesagt. Nun, meinte der Müller, wenn er ihm denn etwas schenken wolle: er läge schon lange mit dem Förster um eine große Kiefer in Streit, die er zu einer neuen Welle an seiner Mühle benutzen wolle. Die solle er haben, sagte der alte Fritz; ob er aber nicht sonst noch etwas zu erbitten habe, er solle es nur dreist sagen. Da meinte der Müller, dann möchte der Herr, da er doch König wäre, ihm seinen zweiten Sohn vom Militär freilassen, daß er diesem dann die Mühle übergeben könne. Das hat der König auch getan. Er hat ihm auch so viel Holz aus dem Forst angewiesen, daß er für alle Zeiten zu seiner Mühle genug hatte. Dies ist aber alles geschehen, weil der Müller dem alten Fritz zum Siege verholfen hat.

Oskar Schwebel (Die Sagen der Hohenzollern).

38. Der große Krebs im Mohriner See.

1. Die Stadt Mohrin hat immer acht,
guckt in den See bei Tag und Nacht:
Kein gutes Christenkind erleb's,
daß los sich reiß' der große Krebs!

Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann.

2. Man sagt, er ist viel' Meilen groß
und wend't sich oft. Und kommt er los,
so währt's nicht lang', er kommt ans Land;
ihm leistet keiner Widerstand.

Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
so muß dann alles mit ihm zurückgehen auch.

3. Das wird ein Rückwärtsgehen sein!
Steckt einer was ins Maul hinein,
so kehrt der Bissen vor dem Kopf
zurück zum Teller und zum Topf.

Das Brot wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn,
und alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

4. Der Balken löst sich aus dem Haus
und rauscht als Baum zum Wald hinaus;
der Baum kriecht wieder in den Keim,
der Ziegelstein wird wieder Leim,

der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

5. Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
der Flachs wird wieder blauer Wein
und kriecht dann in den Acker ein.

Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Not beginnt,
der wird vor allen Leuten zuerst ein Pöppelkind.

6. Dann muß der edle Rat daran,
der wohlgewitzte Schreiber dann;
die erbgesetzne Bürgerschaft
verliert gemach die Bürgerkraft.

Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
kurz eines nach dem andern wird Kind und dumm und klein.

7. Und alles kehrt im Erdenchoß
zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat,
doch wird zuletzt auch dieses matt;
die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht ins Ei,
das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

8. Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit;
die Obrigkeit hat wacker acht,
daß sich der Krebs nicht locker macht.
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück;
es lief' vom Mund der Leute ins Tintenfaß zurück.

August Kopisch.

39. Der Bauer und der Mohr.

Als einst der Kurfürst auf dem Land
mit seinem Mohren sich befand,
ging der, um sich zu amüsieren,
am Abend in dem Dorf spazieren,
die Tabakspfeif' in seinem Mund,
das war noch keinem Bauern kund.
So sah denn auch ein Bauersmann,
in seine Thür gelehnt, sich an
den schwarzen Mann mit großen Augen,
mit größern noch sein Feueraugen.
Wie das nun erst der Mohr bemerkt,
hat er sein Qualmen recht verstärkt,
begann drauf gar aus seiner Nasen
Zwei Strahlen blauen Dampfs zu blasen,
worauf er denn ganz höflich nun,
um auch mal einen Zug zu tun,
dem Bauern bot sein Pfeifchen an.
Erschrocken rief der Bauersmann:
„Herr Düwel, nee, ick freet keen Für!“
und schlug ihm zu die Obertür.

Friedrich Gruppe.

40. Rotmützenen.

Bei einem Reeger Fischer im Oderbruch vermietete sich einst ein Knecht, der immer eine rote Mütze trug, weshalb er im Dorf „Rotmützenen“ genannt wurde. Alle Sonntage, wenn die andern Leute zur Kirche gingen, stieg er auf den Stallboden, wo allerlei kleine Männer, die „Unnererdschen“, zu ihm kamen und Spiel und Lärm und lautes Lachen mit ihm vollführten. Wenn dann die Hausleute aus der Kirche zurückkehrten, kam „Rotmützenen“ wieder vom Stallboden herunter und war munter und guter Dinge. Das dauerte eine ganze Zeit, wohl über Jahr und Tag.

Eines Sonntags, es war am Sonntag nach Weihnachten, stieg er auch wieder auf den Stallboden, während die andern zur Kirche waren, und das Lärmen und Poltern und Lachen nahm wieder seinen Anfang wie früher, nur viel wilder und lauter. So ging es wohl eine Stunde. Als aber der Prediger auf der Kanzel eben Amen gesagt hatte, da gab es einen Knall, der die Kirche und alle Häuser im Dorf erschütterte, und als die Leute nach Hause stürzten, fanden sie die Stallbodentür weit auf die Straße geschleudert, Rotmützenen aber an einem Kreuzbalken erhängt. Sie begruben ihn in einer Ecke des Kirchhofs.

Er hatte aber nicht Ruh im Grabe. Immer in der Sonntagsnacht nach Weihnachten erschien er auf dem Kirchhof, und die Hirten, die damals (wo im Sommer das Bruch unter Wasser stand) oft noch um die Weihnachtszeit ihr Vieh auf die Weide trieben, sahen ihn dann, wie er auf dem bretternen Kirchhofszäun saß und mit dem Kopfe schüttelte. Er war dürr wie ein Skelett; aber er trug immer noch die rote Mütze. Daran hatten sie auch erkannt, daß es kein anderer sein konnte als „Rotmützenen“.

Theodor Fontane (Oberland).

41. Gründung des Klosters Lehnin.

1. Dem Markgrafen Otto, dem Sohn Abrechts des Bären, diente Wusfo. Der war früher ein wilder Heide gewesen und hatte gedürstet nach dem Blute der Fremden, die eine fremde Sitte und einen fremden Gott in das Land seiner Väter einführen wollten. Einst war er mit dem Markgrafen in der Umgebung Brandenburgs zur Jagd ausgeritten, und sie waren in

eine Wildnis gekommen, die der Fürst noch nicht kannte. Darauf rechnete Wußo; denn der Böse gab es ihm ein, den Markgrafen in die Einsamkeit zu locken, fernab von den Seinen, und da ihn zu töten, wo keiner es sah und keiner die Spur finden konnte.

2. Damals war die Gegend ganz anders als sie jetzt ist. Wo jetzt die Fichten lustig und schlank ins Blaue schießen, war ein Dickicht von Eichen und Küstern und Buchen, die ineinander wuchsen und Krieg führten um Boden und Luft. Da lagen umgeworfene Stämme faulend einer über dem andern, und Gewürm, Kröten und Schlangen wimmelten am Boden, auf den nie ein Lichtstrahl fiel. Wo der Wald aufhörte, war die Heide mit stachlichten Ginster- und Wacholderbüschen besetzt, und wo die Heide aufhörte, war das Bruchland. Verwachsene Eichen und wilde Schlingpflanzen standen dort so dicht, daß kein Lüftchen durchdrang, und in dem warmen, feuchten Dunste nisteten Schwärme giftiger Stechfliegen. Wer sich verirrete und nicht unterfanke, blieb stecken in den Dornen und kam jämmerlich um vor Hunger und Qual unter den Stichen des Geschmeißes. Das Wasser, wo es zutage lag, spiegelte nicht die Sonne und die Sterne und den blauen Himmel. Da trieben umgefallene Bäume umher, mit dickem Moos und Pflanzen überzogen. Inseln schwammen, und ein buntes, schillerndes Netz von faulenden Stoffen schien darüber ausgebreitet. Die wilden Katzen kletterten in den verwachsenen Baumkronen und führten Krieg mit den Habichten, den Raben und Krähen. Der Bär schlich noch brummend in den Schatten um, ein Schrecken der andern Tiere, und die Waldameise baute ihre hohen Regelhäuser, das einzige geordnete Gemeinwesen weit und breit.

3. „Wird Euch in der Wüstenei nicht bang, Herr Markgraf?“ fragte Wußo, da sie nun auf der Spur eines großen Elenhirsches von ihrem Gefolge ganz abgekommen waren. Die Stöße ins Hifthorn riefen keinen; die Luft war schwül, und Gewitterwolken zogen am Himmel auf.

„Wie sollte mir bange werden?“ antwortete Otto, „Sankt Johannes ist bei mir in den Wüsteneien, der mein Schutzpatron ist und auch deiner, Wußo.“

Nun dachte Wußo heimlich: „Ob dir der Sankt Johannes jetzt den Weg zeigen wird?“ und blieb tückisch zurück. Ihre Rosse, die durch das Moor nicht weiter konnten, hatten sie verlassen

und anbinden müssen. Otto aber folgte, den Speer über sich schwingend, mit kühnen Schritten der Fährte des Elens, ohne viel vor sich auf den Boden zu sehen. Nur Wußo kannte den einzigen, schmalen Weg durch das Bruchland, und bei jedem Schritte meinte er, der Fürst werde sinken. Aber er fand den Weg, ohne daß er ihn kannte. Sein Fuß traf immer das Feste und sank nicht ein. Da er fast drüben war, rief er dem Wenden zu: „Was scheust du, Wußo? Kommst du mir nicht nach?“

Wußo machte sich nun auf den Weg, den er so oft zurückgelegt; aber seine Augen waren wie geblendet. Er sank zweimal mit dem Fuß ein, und plötzlich, als der ganze Boden unter ihm zu zittern anfang, ward er inne, daß er falsch gegangen, und es war zu spät, die Richtung zu ändern. Da, in seinen höchsten Nöten rief er: „Ach, Sankt Johannes, wie du den hinüber gebracht, hilf auch mir, wenn du den Weg kennst!“ Und ihm war's, als liege um ihn eine Wolke, und ein Mann, halb nackt, mit zottigem Haar und einem Fell um die Schulter, aber einen lichten Schein um die Stirn, reichte dem Versinkenden die Hand und führte ihn sicher hinüber. Da verschwand er, und der Fürst lächelte: „Ei, Wußo, kennst du so wenig dein Land, daß du selbst eines Führers bedarfst?“

4. Der Tag war heiß, und die beiden wurden müde von der Jagd; denn so oft sie auch den Hirsch sahen, immer verschwand er wieder. Da rief Markgraf Otto: „Den Hirsch muß ich zum Stehen bringen; ist mir doch, als hinge mein Heil und Leben von seinem Leben ab. Ich hab's gelobt dem heiligen Hubertus, aber jetzt kann ich nicht mehr.“ Unter einer alten Eiche sank er um, den Speer in der Hand, todmüde.

Aber Wußo hatte auch gelobt, sein Leben und Heil solle davon abhängen, daß er dem Markgrafen das Leben nehme, was es ihn auch koste. Schwer ward es ihm; denn er war kein schlechter Mann und glaubte, es nur zu tun um seines Landes Wohl. Und da es Nacht wurde von den Wolken, die aufzogen, drückte Wußo die Augen zu, faßte den Wurffspieß mit beiden Fäusten und rannte wild auf den schlafenden Fürsten zu. Da fuhr ein Blitz auf die Eiche nieder, und ein Donner krachte, als wäre der Baum von seinen Wurzeln gebrochen. Vor ihm stand wieder derselbe Mann, der ihn über das Bruch geführt, drohend den Arm aufhebend, und Wußos Hand entsank der Wurffspeer.

„Ist das dein Dank, daß ich dich hergeführt?“ sprach Sankt Johannes. In demselben Augenblicke fuhr auch der schlafende Fürst in die Höhe mit einem Schrei, der Bußo wie die Trompete des Gerichts durch die Seele ging: „Ha, es ist überstanden!“

5. Bußo lag auf den Knien und wollte Worte stammeln. Aber seine Zunge klebte am Gaumen, und in ihm brannte es wie Feuer. Markgraf Otto rieb den Schlaf vom Auge: „Wo ist das Ungetüm? Er stürzte mir ja zu Füßen?“

„Hier, Herr,“ sprach Bußo; „zertritt es.“

Der Fürst schüttelte das Haupt und schaute in die Wolken, wie noch im Traum: „Den großen Hirsch meine ich mit seinem gezackten Geweih, und sein Rachen sprühte Flammen! Heiß setzte er mir zu, und ich hatte schweren Kampf. Nun ist er überwunden; aber wo ist der Feind? Eine Mark Goldes, wer mir ihn schafft!“

Da waren die vom Gefolge des Fürsten herangekommen. Als er ihnen erzählte, was er geträumt, erkannten alle Gottes Finger, und der Markgraf gelobte zur Stunde, daß er zum Gedächtnisse des schrecklichen Traumes auf der Stelle, wo er gelegen, ein Kloster bauen wolle.

6. So stiftete Markgraf Otto, nachdem die Wälder gelichtet, die Sümpfe getrocknet und Wege in das Holz gehauen waren, die Abtei und das Kloster Lehnin, das erste in diesen Marken. Aus dem Mansfeldschen ließ er Zisterziensermönche kommen, welche die hohe Kirche bauten mit gewaltigen Türmen, die Klostergebäude mit Wällen und Mauern zum Schutze gegen die heidnischen Wenden. Lehnin nannte er es, weil auf wendisch der Elenhirsch diesen Namen führt.

Bußo strafte sich selbst. Er stürzte fort, und lange Zeit wußte niemand, wo er geblieben war. Die Reue trieb ihn ins Kloster Lehnin, wo er Mönch wurde. Schon nach wenigen Jahren starb er, an den Stufen des Chors den dort aufbewahrten Stamm der Eiche umflimmernd, unter der damals der Markgraf geschlafen hatte.

Wilibald Alexis (Die Hosen des Herrn von Bredow).

42. Dietrich Ragelwid.

1. Eines Tages fiel Kaiser Karl IV., wie man zu sagen pflegt, wie eine Bombe bei den Klosterbrüdern von Lehnin ins

Haus. Er kam mit seinem fürnehmen Gefolge von der Jagd. War Kirmes gewesen oder eine Schatzung von Schnapphähnen: kurz, es war auch nicht ein Pfund Fleisch im Hause und der Kaiser sehr hungrig. Da war der Abt ganz außer sich; aber er hatte einen treuen Mann, der oft für ihn dachte und manches Mal für ihn handelte. Dietrich Kugelwid hieß der Mann; er hatte wohl die Weihen, aber mit seiner Gelahrtheit soll's nicht weit her gewesen sein, und er machte sich lieber in der Küche zu schaffen als in der Bibliothek. Da wußte er Kunststücke, daß den Brüdern das Wasser über die Zunge lief, und alle hatten ihn sehr lieb. — „Kugelwid, du mußt mir helfen“, sagte der Abt. — „Ja, wie denn?“ — „Ein gut Gericht, eine Kräftsuppe, wie sie ein Weidmann, der ausgehungert ist, liebt!“ — „Domine Abba!“ sprach Kugelwid, „erst Fleisch her, dann eine Suppe. Hat der Kaiser einen Damhirsch oder einen Rehbock in der Tasche?“ — „Ach, er hat nur Böcke geschossen!“ erwiderte der Abt. — „Davon kocht Schmalhans nur eine Windsuppe“, sagte Kugelwid. — „Ach, Kugelwid, allerliebster Kugelwid, hilf mir“, sprach der Abt. „So er hungrig abzieht, trägt er's uns nach, und er ist ohnedem denen in Chorin holder als uns.“ — „Da wären also nur unfre Schweine!“ antwortete Kugelwid. — „Aber Kugelwid, wovon sollen wir den Winter leben? Auch sind sie noch nicht gemästet; wo hast du auch je gehört, daß eine Suppe von Schweinefleisch gut schmeckt? Das sage ich dir, Kugelwid, daß du mir auch nicht ein Schwein schlachtest!“ — Da rieb sich Kugelwid die Stirn, aber er kriegte es raus. Bald brodelte ein Kessel mit Erbsen überm Feuer, die quollen auf und hülften sich, und er fuhr mit dem Quirl darin um und streute ganze Hände voll Pfeffer. Dann ging er doch in den Schweinestall, aber heimlich und mit einem Messer unter dem Gewande.

2. Die Suppe schmeckte dem Kaiser und seinen Grafen und Herrn und dem Abt und allen über die Maßen. Alle lobten sie, daß sie so kräftig und würzig und nahrhaft wäre und zum Trinken rechten Appetit machte. „Aber was ist das für ein Fleisch“, sprach der Kaiser, „das so süß und so zart schmeckt und darin herumschwimmt?“ — „Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden, das ist kein Fleisch“, sagte Kugelwid. Da rieten sie umher, was es sein könne. Einige meinten, es sei eine Quappe; andre, eine Art Schnecken; noch andre, es sei wohl ein besonder Tier aus

der Vorzeit, das sich hier erhalten, und sie kannten seine Art nicht, bis einer den Kopf schüttelte: „Das schmeckt nach Schwein.“ Da fuhr der Abt auf: „Kagelwid, hast du mir das getan?“ — „Hochwürdigster Herr, wie könnt' ich Euch das tun! Höret doch, wie Eure Schweine in den Koben grunzen, und zählet sie, so werdet Ihr sehen, Euch fehlt keins.“

3. Da wurden alle neugierig und gingen mit dem Kaiser und dem Abt in den Stall, und die Schweine grunzten furchtbar, und sie zählten sie, und wie er gesagt hatte, es fehlte keins. Es war aber auch keins, das auch nur noch ein Ohr gehabt hätte. Kagelwid hatte alle Ohren abgeschnitten und in der Suppe verköcht. Da war ein Lachen und eine Lustigkeit, wie man selten gesehen, und die Keller mußten herhalten, und Kagelwid hörte viel Lobes und Rühmens. Denn bis dahin hatte man in Deutschland nicht gewußt, daß man die Schweinsohren essen kann, sondern sie auf den Mist geworfen. Also war Kagelwid ein großer Erfinder. Wenn ihn sein Abt hätte schelten wollen, so kam's zu spät; denn der Kaiser, der nie in seinem Leben eine so schmackhafte Suppe gegessen hatte, nahm ihn aus dem Kloster und an seinen Hofhalt. Und seitdem ist in der Mark die Erbsuppe angekommen mit Schweinsohren. Man schlachtet aber jetzt die Schweine und schneidet ihnen dann erst die Ohren ab.

Wilibald Alexis (Der Werwolf).

43. Wie die Rahmiger den Abt Sibold erschlugen.

Der erste Abt von Lehnin hieß Sibold. Er ging mit seinen Mönchen oft über Land, um in den umliegenden Dörfern zu predigen und die wendischen Fischerleute, die zäh und störrisch an ihren alten Götzen festhielten, zum Christentum zu bekehren. Einstmals hatte Abt Sibold, von einem einzigen Klosterbruder begleitet, in dem Klosterdorfe Prügke gepredigt. Als Abt und Mönch am Mittag bei schwerer Hitze heimkehrten, beschlossen sie, in dem nahe beim Kloster gelegenen Dorfe Rahmitz zu rasten, wo sie matt und müde einkehrten. Der Abt trat in eins der ärmlichen Häuser ein. Die Scheu aber, die hier sein Erscheinen einflößte, machte, daß alles auseinanderstob. Die Kinder versteckten sich in Küche und Kammer, da die Fischer am See beschäftigt waren. Eins aber lief an den See und rief dem Vater und den

übrigen Fischerleuten zu: „Der Abt ist da!“ Der bittere Groll der Wenden gegen den deutschen Eindringling brach in lichte Flammen aus. Mit wildem Geschrei stürzten alle ins Dorf, umstellten das Haus und drangen auf den Abt ein, der sich, als er wahrnahm, daß ihm dieser Angriff gelte, samt seinem Begleiter durch die Flucht zu retten suchte. Der nahe Wald bot vorläufig Schutz; aber die verfolgenden Dörfler waren ausdauernder als der ältliche und wohlbeleibte Abt, der es endlich vorzog, einen Baum zu erklettern, um, gedeckt durch das dichte Laubgebüsch, seinen Verfolgern zu entgehen. Der Mönchsbruder eilte inzwischen voraus, um Hilfe aus dem Kloster herbeizuholen. Abt Sibold schien gerettet; aber ein Schlüsselbund, das er beim Erklettern des Baumes verloren hatte, verriet sein Versteck und brachte ihn ins Verderben. Die wilden Burschen hieben die Eiche um und erschlugen den am Boden Liegenden. Als die Mönche kamen, wurden sie ebenfalls angegriffen und konnten sich vor der Wut der aufgeregten Fischer kaum ins Kloster zurück retten. Sie beschloßen, die Mauern des Klosters, das in so gefährlicher Gegend stand, auf immer zu verlassen. Aber den Abziehenden erschien die Jungfrau Maria und rief ihnen zu: „Rehret zurück! Es soll euch an nichts fehlen.“ Diese Worte flößten allen ein neues Gottvertrauen ein und veranlaßten sie zu mutigem Aussharren.

Nach Theodor Fontane (Savelland).

44. Der Harlungerberg bei Brandenburg.

Es gibt der sagenberühmten Stätten viele in der Mark Brandenburg; — keine unter ihnen aber kann dem Harlungerberge bei Alt-Brandenburg den Rang streitig machen. Nun thront auf ihm das großartige Denkmal, welches die Provinz Brandenburg ihren im Heldenkampfe von 1870 und 1871 gefallenen Söhnen gesetzt hat, — ein massiger Turm mit gotischen Zinnen. Vor elf Jahrhunderten aber stand hier inmitten einer heiligen Waldung ein Triglavtempel, in welchem das heilige Roß des dreiköpfigen Gottes den Wendenfürsten Orakel gab. Als das Licht des Christentums seinen Weg auch zu den harten Herzen der Liutizen gefunden hatte, da erhob sich hier die erste christliche Kirche in der Mark Brandenburg, — ein schlichtes Gotteshaus

der heiligen Jungfrau. Wie nun die Glocken von hier aus weit hin über Wald und See, über Sumpf und Röhricht in feierlicher Sonntagsstille dahinklingen, da, so erzählt die Sage, wichen die Geister der Finsternis, die Gespenster und die Schlangen.

Das erste christliche Kirchlein aber, — es sank in dem furchtbaren Völkerringen zwischen Deutschen und Slaven noch oftmals in Asche, bis endlich das Kreuz durch Abrechts des Bären starke Hand dauernd auf den Havelbergen aufgerichtet wurde. Die Kuppe des Harlungerberges ist demnach mit Strömen von Heldenblut gedüngt. Ja, fürwahr, es hat unendliche Mühe gekostet, die Mark Brandenburg zu gründen!

Wir wissen nicht anzugeben, warum dieser Berg bei Brandenburg den Namen der Harlungen trägt, jener Helden von Brescia oder „Breisach“, der Verwandten des Gotenkönigs Ermanrich und Dietrichs von Bern, die nach alter Sage unrühmlich genug am Galgen endeten; die wahrscheinlichste Erklärung aber ist die, welche die Harlungen als goldhütende Zwerge auffaßt. Solche läßt die deutsche Sage allüberall in Bergen wohnen. Ehe noch die Wenden an die Havelufer kamen, sah der germanische Ureinwohner der Mark im Schoße des Berges die Harlungen an ihren Ringen, Spangen und Ketten von rotem Golde hämmern und meißeln. Ihrer Verführung, dem schimmernden Reize des Goldes, unterlag selbst die Göttermutter Freya, — sie verkaufte ihre Schönheit um des Schazes gleißenden Schein; Wodan aber hängte die Verbrecher, die Harlungen, schnell richtend, an einem Galgen auf. Erdgottheiten, finstere Gesellen, die des Lichtgottes glänzende Gemahlin zu sich hinabführen, die aber bei des nächsten Lenzes Einzug dem siegenden Gotte doch unterliegen müssen, so erscheinen uns also in der ältesten Form der Sage die Harlungen. Eigentümlich aber hat die norddeutsche, später nach Scandinavien hinübergetragene Sage diesen naturgeschichtlichen Gedanken zu einem Mythos von den Harlungen auf dem Berge bei Brandenburg umgewandelt.

Auf jener Anhöhe, die hoch über die herrlichen Haveltäler sich erhebt — so berichtet uns nämlich die Wilkinasage — hauste einst der Jarl Iron von Brandenburg, ein kühner Jäger und ein ritterlicher Herr, der mit seinem Tatenruhm die Welt erfüllte. Doch nicht allein des Sieges Freude, auch der Gefangenschaft Leiden lernte der Fürst kennen; ein König Salomon, in

dessen Gebiet er widerrechtlich jagte, ließ ihn ins Gefängnis setzen. In schöner Frauentreue befreite indessen Frau Isolde, die holde Gemahlin des Karls, den gefesselten, nach der kühlen Waldblust sich sehnenden Gatten. Der Tod schied leider nur zu bald dies sich herzlich liebende Paar, und mit Isolden war auch der gute Engel von dem Harlungen Fron gewichen. Statt der treuen Liebe zur echten Gemahlin nimmt nun eine verbrecherische Leidenschaft des Helden Seele ein. Er denkt nicht mehr an Jagd und Kampfesfreude; nur Volfränen, die Gemahlin des Herzogs Ake, sieht sein Auge Tag und Nacht vor sich. Sie will er erringen, mag Ehre und Leben auch darüber verderben! Die Arge wird von seiner List nur allzuleicht betört, die heiligen Bande der Zucht werden gebrochen. Da kann die Rache auch nicht lange mehr verziehen! Herzog Ake entdeckt den Verrat; im Walde stellt er den Jarl Fron und erschlägt ihn. Am nächsten Morgen findet Dietrich von Bern den toten Helden; die Habichte, die Hunde, das ritterliche Roß halten an der Leiche die Wacht. König Egel aber, dormalen aller deutschen Völker Oberlehnsherr, gab die Mark einem andern Jarle.

So erzählt die Umdeutung der alten Göttersage.

Oskar Schwebel (Die Sagen der Hohenzollern).

45. Treuenbrieken.

Die Stadt Treuenbrieken hat ehemals nur Brieken geheißen. Da ist's geschehen, erzählt man, daß sie einmal vom Feinde hart belagert wurde, der namentlich gegen das Seitentor gewaltig herangestürzt ist. Die Bürger aber haben sich tapfer gewehrt, und einer hat den feindlichen Obersten mit einem silbernen Knopfe erschossen. So hat denn der Kurfürst der Stadt den Namen Treuenbrieken gegeben. Mit mehr Recht wird aber wohl behauptet, der Name stamme aus der Zeit, wo der sogenannte falsche Waldemar in der Mark eine Rolle spielte. Damals soll nämlich Brieken zu den wenigen Städten gehört haben, die treu zu Ludwig dem Bayern hielten, und daher soll es seitdem „Treuenbrieken“ genannt worden sein, zum Unterschied namentlich auch von dem andern Brieken (Brieken) an der Ober.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

46. Schildhorn.

Rauschende Föhren im märkischen Sand,
lispelndes Schilfrohr am Havelstrand,
aus eurem heimlichen Säuseln klingt,
was euch im Mondschein die Nixe singt:
Die graue Sage in Geisterchören.
Lispelndes Schilfrohr, rauschende Föhren! —
Auf dem Werder tobte die Wendenschlacht.
Triglavs Banner trug Jaczko, der Held.
Doch es siegte Markgraf Albrechts Macht,
und das Kreuz, es blieb Sieger im Feld. —
Der letzte zu Roß,
in der Hand Triglavs Fahn',
brach grimme durch den Troß
sich der Wendenfürst Bahn.
Er floh aus der Schlacht,
floh durch Busch und durch Dorn.
Da hezte das Horn
tausend Krieger zur Jagd,
gleich den Wölfen ihm nach in voller Wut,
und wie Höllengeschrei Klang ihr Hussaruf:
Hussa ho! Hussa ho! — Bis des Rosses Huf
hielt gebannt an der Havel Flut,
an dem Moor und dem Schilf. —
„Hilf, Triglav! Zu Hilf!“
Und scharf, blutig scharf
trieb der grausame Sporn
den Rappen; er warf
in die Wogen sich vorn.
„Hilf, Triglav! Zu Hilf!
Mein Roß, nun halt' aus!
Mein Rappe, er sinkt! —
Beh, Morzana mir winkt! —
Ha, du armselig Bild! Es grinnt wie Spott
mich die Frage des Triglav an! —
O, dann hilf du mir, mächtiger Christengott!
Gott am Kreuze, ich flehe dich an!“ — —
Von sich warf er das Banner mit letzter Kraft,

hob zum Himmel versinkend die Hand.
Wie von helfenden Geistern emporgerafft,
trug der Kappe den Reiter ans Land. —
Am schilfigen Saum
kniete Jaczko fromm.
Was glänzte am Baum,
als der Abend verglomm? —
Ein Schild und ein Horn
strahlten funkelnd vom Ast. —
Kein Haß mehr und Zorn,
und der Kriegsschmuck nur Last.
Rauschende Föhren im märkischen Sand,
lispelndes Schilfrohr am Havelstrand,
aus eurem heimlichen Säuseln klingt,
was euch im Mondschein die Nixe singt:
die graue Sage in Geisterchören.
Lispelndes Schilfrohr, rauschende Föhren!

Paul Nisch.

47. Der Kobold auf der Mühle.

1. In einer einsamen Wassermühle im Havellande wohnte ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abend an das Fenster. Als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gotteswillen laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!“ Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Haustür, fuhr aber erschrocken zurück; denn vor ihm stand neben einem Mann ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt Euch,“ sagte der Mann, „ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier!“ — Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: „Ja, für Euch hätt' ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit Eurer wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen.“ — „Ja,“ antwortete der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden an Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht tun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette.“ —

„Das ginge wohl,“ sagte der Müller, „aber ich muß Euch sagen: Dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren Herzeleid angetan hat. Er rumort dort die ganze Nacht herum, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen.“ — „Ei,“ rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!“

2. Gesagt, getan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumor in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hier und da ein Quietschen und jämmerliches Grunzen. „Horch!“ sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht.“ — „Das wird sein eigener Schade sein“, lachte der Bärenführer. „Ja, wollte Gott,“ seufzte der Müller, „daß der Bär meinem Plagegeiste recht ordentlich den dicken Kopf zurechtsetzte!“ Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein.

3. Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis' und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von Stund' an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen! Der Bär mußte es ihm verleidet haben. — Wer war glücklicher darüber als der Müller! — So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunkeln Abend, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Thür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Möller, Möller, lewet juwe grote, schwarte Katt' noch?“ Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, deh lewet noch un hett sewen Jungen!“ Da schlug der Kobold entsetzt die Thür zu und ist seitdem nie wiedergekommen.

Wilhelm Schwarz.

48. Die Herren von Bredow und der Teufel.

1. Der Teufel hielt einstmals Musterung unter den märkischen Edelleuten und steckte schließlich alle Widerspenstigen und

Lunichtgute in einen großen Sack, den er auf den Rücken schwang. Dann segelte er lustig durch die Lüfte. Wie er nun über die Stadt Friesack fliegt, streift der Sack etwas hart an die Spitze des Kirchturms, so daß ein Loch hineinreißt und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten herausfällt. Der Höllenohn wird es aber nicht gewahr. Das sind nun die Herrn von Bredow gewesen, die nicht wenig froh waren, so leichten Kaufes den Krallen des Unholdes entronnen zu sein. Zum Andenken an ihre Befreiung nannten sie die Stadt, wo der Sack ein Loch erhalten hatte, „Friesack“, und von hier aus haben sie sich dann über das ganze Havel-land verbreitet.

Manche ihrer Rittergüter führen noch heute die damals empfangenen Namen. Der älteste von ihnen sagte beim Abschied zum zweiten: „Gä beß hin!“ Da nannte dieser den Ort, wo er sich niederließ, „Beßhin“, woraus später „Beßin“ wurde. Ein dritter ging von Friesack aus, mehr landeinwärts; darum nannte er seine Ansiedelung fortan: „Land in“ oder „Landin“. Ein anderer ging denselben Weg wie der zweite und baute dann „Selbelang“. Ein fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und baute „Rekow“, und ein sechster nannte sein Dorf nach seinem eigenen Namen „Bredow“.

2. Auch sonst haben die von Bredow dem Teufel manch lustiges Schnippchen geschlagen. Da war ein Bredow zu Landin, Nippel oder Nappel mit Vornamen, der als ein großer Verschwender bald sein ganzes väterliches Erbteil vertan hatte. Als letztes Mittel in seiner Bedrängnis nahm er endlich seine Zuflucht zum Teufel. Dieser wollte ihm auch alles gewähren, wenn ihm Nippel seine Seele verschreiben wollte. Das geschah. Nippel unterschrieb den verhängnisvollen Schein, und der Teufel flog lachend auf und davon. Doch je näher der Tag kam, wo der Vertrag zu Ende ging, desto mehr nahm die Traurigkeit des armen Nippel zu. Da faßte sich endlich sein Schäfer ein Herz und fragte ihn ernsthaft nach dem Grunde der Schwermut. Nippel berichtete alles haarklein. Der Schäfer aber lachte und rief: Nichts leichter als dies! Gestrenger Herr, Ihr braucht nur den Teufel zu bitten, der Euch ja in allem dienen muß, daß er Euch einen Scheffel mit Gold fülle. Vorher aber grabt Ihr draußen auf dem Berge vor Landin ein tiefes Loch; darauf stellt Ihr den Scheffel und zwar so, daß er jedesmal umschlägt, sobald der Sack

mit Gold darübergestülpt wird.“ Das leuchtete unserm Nippel wohl ein, und hocheifrig machte er sich alsbald ans Werk, den Berg möglichst tief auszuhöhlen und dann den Scheffel geschickt oben an der Öffnung zu befestigen.

Als endlich der Gottseibeiuns erschien, brachte er seinen Wunsch vor. Der Teufel nickte und verschwand. Bald darauf erschien er wieder mit einem großen Sack voller Goldfische und schüttete ihn sofort in den Scheffel. Doch der wollte nicht voll werden. Er holte einen zweiten, — dritten — derselbe Erfolg. Und als er endlich stundenlang Goldstücke herangeschleppt hatte, ließ er erschöpft und gänzlich entmutigt die müden Arme sinken und rief wütend aus:

„Nippel, Nappel, Neepel,
wat heft vöör'n grooten Scheepel!“

Mit diesen Worten zog er den Vertrag aus seinem Busen, warf ihn zu Boden und flog auf und davon. Er ist auch nicht wiedergekommen. Nippel und sein kluger Schäfer aber sind bis an ihr seliges Lebensende kreuzvergnügt gewesen.

August Trinius (Märkische Streifzüge).

49. Die Rache des Quiß.

1. Herr Dietrich von Quißow reitet so schnell
durch Nacht hin und dunkelnde Wälder.
Am Himmel leuchten die Sterne hell,
sie leuchten auf wogende Felder.
2. Durch Nacht hin und Grauen reitet der Quiß,
er reitet mit seinen Getreuen. —
„Nun, Bürger, und über euch Rache und Blitz!
Euch soll euer Haß gereuen!“
3. Grell kreischt der Uhu im finstern Forst.
Vorbei das nächtliche Jagen!
Der Bauer lauscht vom einsamen Forst
und hat ein Kreuz geschlagen.
4. Nun dämmerndes Licht über Forst und Luch,
dort drüben Friesacks Höhen.
Der Quißow murmelt verhaltenen Fluch,
heut muß und soll es geschehen.

5. „Sei, Rache, ihr Krämer in Mauer und Pfahl!
Nun hütet euch, Bürger von Nauen!
Heut geb' ich den Geiern und Krähen ein Mahl,
und über euch Grausen und Grauen!“
6. Die Sonne brütet auf Horst und Luch. —
Der Quiß und seine Getreuen,
sie rächen an Krämern Hader und Trug. —
„Heut muß euch der Haß gereuen!“
7. Nun eilet, ihr Bürger, und rettet die Stadt!
Schon lecken und lodern die Flammen.
Wer Hände zum Helfen und Löschen hat,
nun eilet und laufet zusammen!
8. Am Markte hält lachend und höhrend der Quiß.
„Ihr Krämer, so nahm ich euch Rache.“
Er hält geruhig in Sattel und Sitz
und schaut, wie der Brand sich entfache.
9. Nun raucht es und qualmt es und quillt's empor,
die Flamme leckt gierig und lodert. —
„Drum ritt ich voll Rache durch Luch und Moor,
weil Friesack in Trümmern vermodert.“
10. Verbrannt meine Burg, vertrieben mein Weib,
drum auf euch Entsetzen und Grauen!
Nun schirmt die Stadt und schützt den Leib,
verhaßte Bürger von Nauen!“
11. Die Sonne versinkt im Luch so rot
und leuchtet auf rauchende Trümmer.
„Wie bracht' ich euch, Krämer, Feuer und Tod!
Wie klingt so süß Gewimmer!“
12. Nun reitet der Quiß durch Lanken und Luch,
durch wogende Felder und Auen,
und hinter ihm Heulen, und hinter ihm Fluch,
und um ihn Grausen und Grauen.

Wilhelm Kozbe.

50. Pumphut.

Pumphut oder Pumpsfuß war ein wandernder Müllergeselle von großer Kraft. Wenn Pumphut in den Mühlen vorsprach

und sie gaben ihm nicht ordentlich zu essen und zu trinken, dann spielte er ihnen einen Schabernack, und alles ging verkehrt. Ofter, wenn er sich entzweit hatte, machte er, daß die Mühlsteine links-herum gingen oder oben auf dem Dache sich drehten. Dann mußten sie ihm nachlaufen und bitten. Dann ließ er die Mühle an, und sie ging wieder, und sie mußten ihn gut beschenken, dann war er zufrieden. Einmal war er Bescheider auf einer Windmühle, und die Müllerin bat ihn, er sollte etwas Kleinholz hauen. Da hörte sie Knistern und Knastern im Kammrad und Getriebe, und alle Kämme aus dem Kammrad brechen heraus. „So, da ist Kleinholz“, sagte Pumpsfuß. Als die Frau nun so sehr jammerte, holte er Ahren aus der Scheune und steckte sie in die Kammlöcher. Dann ließ er die Mühle an, und sie ging wie vorher. Mal kam er an einer Windmühle vorbei, als sie scharf machten. Er fragte: „Ist's erlaubt, scharf zu machen?“ „Immerzu!“ hieß es. Da arbeitete er los, doch niemand gab ihm zu essen. Da steckte er den Bickenstiel durch den Läufer, den sonst sechs Mann tragen, und trug ihn auf der Schulter nach dem Wirtshause, setzte sich hin und frühstückte. Da mußten sie ihm, Meister und Gefellen, himmlisch gute Worte geben, dann brachte er den Stein zurück. Da gab es das Allerbeste.

In einer Mühle machte er auch zu hohe Ansprüche, da hatten sie ihn zum besten. Pumphut ging weg und kam bei Zimmerleuten vorbei, die machten sich über ihn lustig. Da sagte der Meister: „Nacht den Mann nicht aus! Wenn ihr Pumphut nicht gekannt habt, werdet ihr ihn noch kennen lernen!“ Sie machten gerade eine Mühlwelle, und wie sie die richtig anschauten, war sie zu kurz. Da sagte der Meister: „Holst Pumphut zurück und gebt ihm gute Worte.“ Endlich kam er. „Ihr habt euch verschnitten, das ist nicht so schlimm.“ Sie mußten an einem Ende der Mühlwelle angreifen, und er zog am andern. Da wurde sie wieder zu lang. „Müssen wir wieder abschneiden!“ klagten die Zimmerleute. „Abschneiden ist nicht nötig“, sagte Pumphut und schlug mit seinem Hut gegen die Mühlwelle, da ward sie wieder kürzer.

Mal kam er zu einer Wassermühle und wollte Arbeit haben; aber der Meister ließ ihn gar nicht in die Mühle, weil kein Wasser war. Pumpsfuß sagte, er wollte die Mühle auch so gehen lassen. Und der Müller hörte das Rad klappern und die Mühle gehen,

trat heraus und sah lauter kleine Kinder um das Rad. Von einer andern Mühle mußte Pumpsfuß weiterziehen, der Müller wollte ihn nicht haben. Der konnte auch was und schickte Pumpsfuß die Mühlsteine nach. Wie Pumpsfuß die ihm nachlaufen sah, legte er bloß ein Tuch hin, und die Steine machten halt. Auf der alten Buschmühle hinter Lübbenau war es früher nicht geheuer; doch Pumphut hatte das Gespenst, das im Schornstein niederpolterte, in einem Sack von ungebleichter Leinwand und mit verkehrten Stichen aufgefangen und fortgetragen. Seitdem ging die Mühle ganz schön. Da kam einmal ein Bäcker mit einem ganzen Rahn voll Getreide und wollte mahlen, aber die Mühle sich selber einrichten. „Meister, wir wollen nach der Wirtschaft fahren, mag der doch mahlen“, sagte Pumphut. Dann kam ein Bote. „Der Bescheider soll gleich zurückkommen, der Bäcker kann nicht mahlen. Anstatt Schrot kommen lauter Füchse aus dem Loch heraus, und es sind soviel Füchse da, daß kein Mensch im Mühlhause durchkommen kann.“ Dann lachte aber der Bescheider und forderte noch ein Glas Bier. „Sie können ja die Füchse fangen. Fahre nur, die Füchse werden schon wieder aufhören.“ Pumphut zog sein Taschenmesser heraus, klopfte mit ihm dreimal auf den Tisch und steckte es wieder ein. So viele Füchse als herausgesprungen waren, sprangen wieder hinein.

Mal hatte er sich mit einem Glaser in der Schenke entzweit und ging früher weg als der. Dann verwandelte er sich in eine große Schlange, legte sich in den Weg und sah nun aus wie ein Baum. Als der Glaser vorbeikam, wollte er ausruhen und setzte sich darauf. Da warf ihn Pumphut ab, und alles Glas ging entzwei. Auch der Kammerherr auf Suckow bei Prenzlau, dem er sich in den Weg legte, steif wie ein Baumstamm, wollte darüber wegfahren; aber der Wagen blieb festgebannt. „Ah, Pumpsfuß, den suche ich lange“, sagte er und nahm ihn auf sein Schloß, daß er ihn alles lehre. Zuletzt aber wollte er ihm den Kopf abhauen lassen, daß nicht auch andre von ihm lernten. Da blieb dem Scharfrichter der Arm mit dem Beil in der Luft stehen, und Pumpsfuß lachte und ging seiner Wege.

Pumpsfuß nahm kein gutes Ende. Er kam auf eine Mühle, da gingen zwölf Gänge. Der dreizehnte war verschlossen, darauf mahlte der Teufel. Der Müller versprach Pumpsfuß viel Geld, wenn er den dreizehnten frei machte. Da ging Pumpsfuß in den

Gang zum Teufel. Der versprach zu weichen, wenn Pumpsfuß ein halbes Jahr lang keine Kunststücke machen und keinen Branntwein trinken wollte. Als der letzte Tag gekommen war, beredeten ihn die Gefellen, daß er trank. Es fehlten noch einige Stunden, da ging Pumpsfuß hinaus. Als er nicht wiederkam, gingen sie ihn suchen. Die Zeit war noch nicht um, und wie sie ihn fanden, da war ihm das Genick umgedreht. Das hatte der Teufel getan.

Wilibald von Schulenburg (Landeskunde der Provinz Brandenburg).

51. Selberjedan und der Wassernix.

War mal ein Schiffer bei Dreeß an der Havel, der hatte sich vor den Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er nun genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in der Pfanne über dem Feuer hat — es war so um die Schummerzeit — tauchte plötzlich ein Wassernix aus der Havel auf; das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hahn, der hatte eine rote Kappe auf und stellte sich so neben ihn hin und fragte ihn, wie er heiße. — „Wie ich heiße?“ sagte der Fischer, „ich heiße Selberjedan.“ „Na,“ sagte der Wassernix — und kann kaum reden, weil er den ganzen Mund voll Padden (Frösche) hat, — „Selberjedan, ik bedrippe di“ (ich bespeie dich). — „J,“ sagt der Fischer, „das sollst du einmal tun, dann nehm' ich einen Stock und schlag' dich krumm und lahm.“ Aber der Wassernix lehnte sich nicht daran und sagt noch einmal: „Ik bedrippe di“, und ehe sich mein Schiffer es versteht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne. Da wurde der Fischer ärgerlich, nahm seinen Stock und schlug gewaltig auf den Wassernix los, daß dieser ganz jämmerlich zu schreien anfang und alle Wassernixe ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn etwas getan, daß er so schreie. Wie nun aber der Wassernix antwortete: „Selberjedan“, und sie das hörten, da sagten sie: „Hast du dir selber etwas getan, dann ist dir nicht zu helfen“, und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel. Er hat aber nie mehr einen Schiffer „bedrippt“.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

52. Der arme Schulze von Berlin und der reiche Salbern von der Plattenburg am Fehrbelliner Damm.

Das Städtchen Fehrbellin, das durch die nach ihm benannte Schlacht so berühmt geworden ist, hieß früher schlechtweg Bellin. Weil aber dort die Fähre über den Rhin ging, nannte man es mit der Zeit Fährbellin oder Fehrbellin.

Die Unterhaltung des Fährdammes lag früher dem Bischof von Havelberg ob, dem das Ländchen Bellin gehörte. Mit der Zeit war aber diese Verpflichtung zum Teil an die Salberns auf der Plattenburg in der Priegnitz übergegangen. Über die Veranlassung dazu erzählt die Sage folgendes:

Ein Kurfürst von Brandenburg — nach einigen soll es Joachim Friedrich gewesen sein, — kam einstmals des Weges. Er hatte sich über den Rhin, wo damals also nur eine Fähre war, setzen lassen und fuhr langsam den eben nicht schönen Knüppeldamm entlang. Da kam ein Wagen mit schnaubenden Rossen dahergefahren und wollte nicht ausweichen. „Wer seid Ihr?“ fragte der Kurfürst. „Ich bin der reiche Salbern von der Plattenburg“, war die Antwort. „Wohlan,“ erwiderte der Kurfürst, „ich bin der arme Schulze von Berlin, und wenn du der reiche Salbern bist, so sollst du auch künftig das Holz zu einem bessern Fährdamm geben.“ Und so geschah es und ist die Jahrhunderte hindurch so geblieben.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

53. Sage vom treuen Stallmeister Froben.

1. In der berühmten Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675, durch die der Große Kurfürst die Schweden aus der Mark Brandenburg hinausdrückte, vereinte er die Pflichten eines Feldherrn mit denen eines tapfern Kriegsmannes. Unbesorgt um die eigene Person, war er überall, wo die größte Gefahr drohte, und oftmals war er in das tiefste Schlachtgetümmel verwickelt. Er ritt aber an jenem Tage sein Lieblingsross, einen milchweißen Schimmel, durch den er auch aus der Ferne jedermann leicht kenntlich wurde.

2. Sein Stallmeister Emanuel Froben nahm wahr, daß die schwedischen Kanoniere ihre Geschütze immer dahin richteten, wo der Kurfürst seinen Stand hatte. Dieser aber ließ sich durch keine Vorstellung bewegen, seinen Platz zu räumen, wiewohl die Kugeln dicht um ihn her einschlugen. Da sann der treue Mann auf eine List, wie er die Gefahr vom Haupte seines Herrn auf sich herüberlenken könne.

„Kurfürstliche Durchlaucht,“ sagte er, „Ihr Pferd ist von den Anstrengungen dieses Tages nicht mehr fest auf den Beinen und wird Ihnen beim Anrennen schlechte Dienste leisten. Wollen Eure Durchlaucht nicht lieber meinen Braunen besteigen, der noch frisch bei Kräften ist?“

3. So getäuscht, wechselte der Kurfürst mit seinem Stallmeister das Pferd. Kaum hatte Froben den Schimmel seines Herrn bestiegen, als er ihm die Sporen gab und ihn munter vor der Front tummelte. So bot er sich geflissentlich den feindlichen Geschützen zur Zielscheibe. Es währte auch nicht lange, als er, von einer Stückkugel getroffen, samt dem Rosse zusammenbrach. Er hatte sich geopfert, um seinen Fürsten für einen großen Sieg zu sparen.

Hermann Bäßler (Sagen aus allen Gauen des Vaterlands).

54. Das Kind von Fehrbellin.

„Der Schwed' ist eingefallen im Land!“
Der Kurfürst hört den Streich;
er redet seinen Derfflinger an,
der trabt mit seinen Dragonern voran,
erst an der Havel macht er halt.
Sie haben elf Tage nicht abgesattelt
auf dem Ritt aus Franken durchs Reich.

Der Wrangel, wie er das Wetter spürt,
weicht nach dem Rhin verzagt.
Doch scharf ist der Kurfürst hinterdrein;
der Landgraf mit dem silbernen Bein
muß ihn stellen bei Fehrbellin.
Wohl ist er zu hitzig im Avancieren;
doch es tut nichts, er hat es gewagt.

Friedrich Wilhelm war zuerst erzürnt,
daß man nicht warten kann.
Doch wie er die hellen Fanfaren vernimmt,
da war er dabei und baß ergrimmt,
schickt sofort an den Feldmarschall:
Es soll'n die Schwadronen vorwärts rufen
und reiten Mann neben Mann.

Er selber stößt zu dem schweren Volt
und zieht ihm stracks voraus.
Er reitet aus einem Dorf hervor
und hält vor einem weiten Moor.
Ansichtig wird er des Feind's: —
Noch mißt er ihn ab, da trifft ihn ein Wimmern,
ein Kindlein weint zu ihm auf.

Und hurtig schwingt er den Findling aufs Pferd
und setzt ihn vor sich hin;
ihn jammert das arme, junge Blut,
er will es bringen in sichere Hut.
Da fällt in der Flanke ein Schuß.
Die Obristen schauen nach seinen Mienen,
sie kannten den rechten Sinn.

Und bereits die Kanonade kracht.
Derfflinger macht es recht.
Doch wo er die Position verlor,
führt Wrangel die hintern Treffen vor,
an Leuten fehlt es ihm nicht.
Wohl hat es der Kurfürst bald ersehen,
er wirft sich in das Gefecht.

Den Ballasch geschwungen, er sprengt voraus
g'radein in das Gewühl.
Und auf und nieder rasselt die Schlacht,
fast hätten sie ihn gefangen gemacht;
Stallmeister Froben fällt neben ihm.
Erst zu Mittag hört er Viktoria blasen —
Es war kein leichtes Spiel!

Und als er sich jetzt im Sattel besinnt
und an das Knäblein rührt,
da hängt es noch immer am Koller dicht
und lächelt ihn an voll Zuversicht,
als grüß' es den Helden der Mark.
Er hebt's in die Luft, und sie salutieren
dem Kind, das zum Sieg sie geführt.

Martin Greif.

55. Der Schutzgeist der Hohenzollern.

Die Schweden zu strafen mit starker Hand,
der Kurfürst kam ins märkische Land
gen Fehrbellin zu heißem Strauß. —
In Hakenberg am letzten Haus
sitzt vor der Thür ein Kind gar fein,
verlassen, mutterseelenallein,
die blonden Locken wie pures Gold,
das Antlitz wie die Englein hold.
Nach dem Fürsten streckt's den zarten Arm
und blickt ihn an und fleht so warm.
Der Kurfürst auf dem Kriegesritt
erbarnt sich fein und nimmt es mit.
„Du findest wohl einen,“ denkt er still,
„der dir's hernach abnehmen will.“

Doch wie er sich dem Schlachtfeld naht,
da ist es zu spät, da ist kein Rat;
die wilde Schlacht ist längst entbrannt:
Vorwärts mit Gott fürs Vaterland!
Die Mörnerschen Reiter jagen daher;
da gibt es kein Besinnen mehr.
Bald ist der Kurfürst allen voran
und sicht wie jeder Reitersmann.
Rings Eisenschloßen, Hagel und Blei.
Am Feldherrn faust das Wetter vorbei;
die Schweden fliehen nach heißem Streit.
Hoch Brandenburg für alle Zeit! —

Und als der Kampf nun ausgetobt,
der Kurfürst dankend den Herrgott lobt,
in Andacht still sein Auge senkt
und kaum noch des lieblichen Kindes denkt.
Da sieh, an den Panzer geklammert, schaut
es zum Retter empor so lieb und traut;
den wettergebräunten Kriegermann
blickt's furchtlos und glücklich an.

„Was, Kleiner, du hast die ganze Schlacht
auf meinem Streitroß mitgemacht?
Bei Gott, wirst einst ein Ritter stark,
du jüngster Krieger der ganzen Mark!“
Die härtigen Helden drängen sich dicht,
den Knaben zu schauen von Angesicht.

Da plötzlich, o Wunder! das zarte Kind
steigt hoch im Sattel; der Sommerwind
trägt's in die Luft, zur Sonne empor.
Noch einmal streckt es die Händchen hervor
aus dem lustigen Schleier, umstrahlet von Gold,
als wenn es den Fürsten segnen wollt'. —
Bewundert halten die Reiter da.
Das Kindlein keiner wieder sah.
Der Knabe mit dem blonden Haar
der Schutzgeist der Hohenzollern war.
Wie er beschirmt den großen Ahn,
so folgt er aller Zollern Bahn;
im Kriegessturm, bei jedem Ritt
die „märkische Treue“, die reitet mit.

W. Böhm.

56. Sage von Frau Harke.

Böör ollen Tijjen hett upp de Stoellensche Barge ene groot-
mächtige Riesenfruu woant, dee hett Fruu Harke, ännere seggen
oof Fruu Harke, geheeten. Dee hett moal enen groten Steen
her to foaten kreegen und hett doamett den Hoarelbargshen¹⁾

¹⁾ Havelbergische.

Dom innen Klump schmeeten wullen. Disse Steen is äär äverscht ut de Haenne uutglipscht¹⁾ unn is upp de Stöllensche Feldmark doal²⁾ fallen, wo hee noch lange legen hett. Man hett oof orntlich künn'n de Böker seien³⁾, wo se mett de Fingern rinpact hett.

Wilhelm Schwarz.

57. Mife-Pupise.

Kam mo ens en Bua (Bauer) van de Schtat. As a up de Grenz va sie Döörp kam, sat doa en ol Kat. Uet Schpoes (Spaß) secht he to äa (ihr): Goden Kobent (Abend), Olsch (Alte)! — De öwast (aber) antwoat em un secht: „Schön Dank! Wen du no Hues (Hause) kümst, den grües ma di Kat von Mife-Pupise, de upt Grenz sat, und seg äa: Luetswig is doet (tot).“

As de Bua na Hues kümmt, set he sich upt Müabank (Ofenbank). Doa kümmt si Kat an un schtrokelt (reibt) sich an em. He öwast secht uet Schpoes to äa: „Olsch, id sal die oef größen va Mife-Pupise, de upt Grenz sat, un se löt di seggen: Luetswig is doret.“ —

As de Kat dän Groes höat, maut se ganz vaneemlich uet äan Hals ruet: „Wat! Luetswig is doet, un Mife-Pupise let mi dat seggen?“ —

As de Bua höat, dät si Kat oef reden kün, loewt (glaubt) he, de Bösa schteckt in si Kat. He greep no en Schtoc und säd: „I, wen du oef reden fast, den fast du doch ma seen!“ — Un doamet wul he äa ens vareiken. Se öwast töewt nich so lang; gliet schprunk se in de Hücht no en Schtuwendöa-Drücka (Stubentürdrücker) un moekt sich de Döa ganz alleen up und leep doavan. De Bua het in Lewen nich werra wat va si Kat to seen frejen. —

Enna Lüed seggen, de Kat is utet (aus dem) Fensta, noch enna seggen, se is uten Schoaschteen (Schornstein) goen.

Wilhelm Schwarz (Sagen aus der Mark Brandenburg).

58. Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
ein Birnbaum in seinem Garten stand,
und kam die goldene Herbsteszeit,
und die Birnen leuchteten weit und breit,

¹⁾ entglitten; ²⁾ nieder; ³⁾ sehen.

da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
der von Ribbeck sich beide Taschen voll.

Und kam in Pantinen ein Junge daher,
so rief er: „Junge, wiste 'ne Beer?“

Und kam ein Mädel, so rief er: „Lütt Dirn,
kumm man röwer, ick hebb' 'ne Birn.“

So ging es viele Jahre, bis lobesam
der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.

Er fühlte sein Ende, 's war Herbsteszeit;
wieder lachten die Birnen weit und breit,

da sagte von Ribbeck: „Ich scheide nun ab;
legt mir eine Birne mit ins Grab.“

Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
trugen von Ribbeck sie hinaus;

alle Bauern und Büdner, mit Feiergusicht
sangen: „Jesus, meine Zuversicht,“

und die Kinder klagten, das Herze schwer:

„He is dod nu. Wer givt uns nu 'ne Beer?“

So klagten die Kinder. Das war nicht recht;

ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht.

Der neue freilich, der knausert und spart,

hält Park und Birnbaum strenge verwahrt;

aber der alte, vorahnend schon

und voll Mißtrauen gegen den eigenen Sohn,

der wußte genau, was damals er tat,

als um eine Birn' ins Grab er bat.

Und im dritten Jahr, aus dem stillen Haus

ein Birnbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab;

längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,

und in der goldenen Herbsteszeit

leuchtet's wieder weit und breit.

Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,

so flüstert's im Baum: „Wiste 'ne Beer?“

Und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Lütt Dirn,

kumm man röwer, ick geb' di 'ne Birn.“

So spendet Segen noch immer die Hand

des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Theodor Fontane.

59. Jescho von Köpenick.

1. Dreimal auß Haupt geschlagen, grimmig wich er zurück,
der Fürst der heidnischen Wenden, Jescho von Köpenick;
bei Brandenburg und Spandow wurde der Drache zu Spott, —
doch wollt' er noch einmal bestehen den mächtigen Christengott.

2. Da stellte er seine Geschwader im Haken über der Schlucht
und barg die Schwärme der Schützen an der Havelbucht. —
Er ritt durch die Reihen der Krieger, er sprach zu jedem Mann
und rief die alten Götter mit feurigen Worten an.

3. Hell blitzten empor die Beile, hart klirrte am Schilde der
Speer, —
an Siegen oder an Sterben, an Flucht denkt keiner mehr!
Dort hält der Träger des Drachen, voran die Fahnenwacht;
so rüstet der Wendenkönig sich zur letzten Schlacht.

4. Da zucken blinkende Strahlen auf am grünen Hag,
Da rasselt über die Heide eiserner Hufe Schlag;
Hier flackert wie rote Flamme der Reichsmark Adler her,
dort streckt die gewaltige Taze straff der askanische Bär.

5. Wild prasselt auf die Schilde der Wendenpfeile Guß,
„Gott mit uns über die Heiden und Sanct Mauritius!“
Und Jescho wirft sich entgegen mit voller Wucht dem Stoß,
da wurde so manche Mähre blutig und reiterlos.

6. Herüber und hinüber heulend schwankt die Schlacht,
die alten Götter sie kommen mit ihrer ganzen Macht,
die Heidenmänner sie stürmen Schulter an Schulter vor,
und riesig reckt der Drache sein scheußlich Haupt empor.

7. Durch die Geschwader der Christen ein dumpfes Brausen
geht,
die Lanze fertig zum Stoße, das Herz zum Stoßgebet;
da brechen im scharfen Reile rot-weiß die Fähnlein durch,
im Banner drüben Sanct Moritz vom Erzstift Magdeburg.

8. Wild klaffet auseinander der heidnischen Männer Wand,
und klirrend fliegen die Trümmer über den blutigen Sand;
umsonst der König selber führt die Fahnenwacht,
die Heidengötter sie flüchten heulend aus der Schlacht.

9. Verzweifelt wirft sich Jeshko der Flucht entgegen wild,
da stürzt der Träger des Drachen, nieder das Fahnenbild. —
Da packt das bleiche Entsetzen den ganzen Wendentrog,
der Heidenkönig selber wirft herum das Roß.

10. Er raset über die Heide, in Wolken hüllt ihn der Sand,
er faust wie's Wetter hernieder zu der Havel Strand.
Er ruft die Götter, doch schweigend die Kiefern stehen ringsum;
dreimal ruft er die Götter, die Heide sie bleibet stumm.

11. Wild gibt er dem Roß die Sporen, der Feind ist nahe genug,
und setzt in die blaue Havel hinein mit gewaltigem Sprung.
Die Wogen sie fassen die Beute, sie ziehen den Reiter hinab,
und Jeshko fühlet schwindelnd ringsum das nasse Grab.

12. Da ist der Troß gebrochen dem grimmigen Heidenmann,
er ruft in Todesängsten den Gott der Christen an:
„Und kannst du mich erretten, Herrgott! aus diesem Grau'n,
will ich dein Diener werden und Tempel dir erbau'n.

13. „Ich will die heil'ge Taufe mit meinem Volk empfangen,
will deiner Kirche dienen als treuer Untertan!“
Und als er das gelobet, die Woge hub ihn sacht,
sie hat zum nächsten Horne ihn unverfehrt gebracht.

14. Dort hing er an der Eiche auf den Drachenschild
und neigt' sein Haupt dem Glanze vom Kreuze wundermild.
Mit allen seinen Mannen hat er die Taufe empfangen,
zu Brandenburg dem Dome ward er untertan.

15. Wo einst der Fürst der Wenden den heil'gen Glauben fand,
kaum klingt die Sage leise noch hin am Havelstrand;
die Woge singt sie flüsternd noch um die grünen Höh'n,
mein Ohr hat sie vernommen am Herbsttag still und schön.

George Hejkiel.

60. Der Name von Köpenick und der große Krebs von Stralow.

Im Müggelsee soll vor alten Zeiten ein großer Krebs gewesen
sein. Das war aber kein gewöhnlicher Krebs, sondern ein ver-
wünschter Prinz. Mit ihm soll sich nun einmal eine eigentüm-

liche Geschichte zugetragen haben, die mit dem Namen von Köpenick zusammenhängt.

Die Gelehrten sagen zwar, der Name Köpenick rühre noch aus der alten Wendenzeit her und bedeute soviel wie Schanze oder Wall. In Köpenick aber hat man es von jeher anders erzählt. Es fischte nämlich einmal, erzählt man, ein Fischer im Müggelsee. Da fing er einen großen Krebs im Netze. Der sagte ihm, er sei ein verzauberter Prinz und wolle ihn zu einem reichen Manne machen, wenn er alles täte, was er sage und ihn so erlöse. Er solle ihn nach dem ersten Orte jenseits der Spree bringen und dort feilbieten. Der Fischer nahm den Krebs aus dem Netze heraus, vergaß aber, was er ihm gesagt hatte, und bot ihn diesseits der Spree in dem Orte, der jetzt Köpenick heißt, auf dem Markte zum Kaufe aus. Sobald aber ein Käufer herantrat, rief der Krebs: „Kööp nich! Kööp nich!“ so daß niemand ihn kaufen wollte. Da gedachte der Fischer an jene Bedingung und ging jenseits der Spree nach Stralow, wo er ihn auch verkaufte. Weil er aber die Bedingung nicht gleich erfüllt hatte, war der Krebs nicht erlöst worden, und das ist der große Krebs, heißt es, den die Stralauer noch lange beim sogenannten Stralauer Fischzug am 24. August gezeigt haben. Der Ort aber, wo der Fischer den Krebs zuerst ausgedoten hatte, erhielt, weil der Krebs immer: Kööp nich! Kööp nich! gerufen hatte, den Namen Köpenick.

Wilhelm Schwarz (Sagen der Mark Brandenburg).

61. Joachim, hüte dich!

Joachim, Joachim, hüte dich,
dir wachsen die Feinde zu Haupt;
an offner Straße und Waldesschlich
wird Beute gerafft und geraubt.
Und führst du die Zügel nicht kräftig und stark,
dann wehe dem Kurhut, wehe der Mark! —

Zu nächtlicher Stunde bei Köpenick
noch brannte ein Feuer im Wald;
gewaffnete Männer mit trugigem Blick
dort lagen im Hinterhalt.

Sie blickten finster aus buschigen Brau'n,
wie der Wolf aus der Grube, nach Beute zu schau'n.

Der Sturm fuhr über die Wipfel fort
und schüttelt' den Schnee vom Geäst.
Die Männer am flackernden Feuer dort
waren zähe und sattelfest.
Da wurden gottlose Reden geführt,
die Krüge geleert und die Würfel gerührt.

„Eine böse Nacht bei Windesgepeif
und Schnee, von Gefahren umdrängt;
ein schlechtes Reiten am Stegereif,
wenn der Hals an der Schlinge sich fängt.
Mir juckt's in der Kehle, wär' lieber verschont
mit Wachen und Reiten, wenn's heute nicht lohnt.“

„Ei, hört doch!“ rief ein anderer stark,
„Seit wann ist der Adel so zahm?
Uns zinst' der Krämer, uns zinst' die Mark,
eh' der Nürnberger über uns kam.
Und mag es ein Jahr hindurch Burggrafen schnei'n,
wir wollen doch Herren in Brandenburg sein.“

Hinweg mit dem Nürnberger Kindertand!
Ist's nicht eine Schande lang:
ein Knabe herrschet in unserm Land
und droht uns mit Schwert und mit Strang.
Macht's kurz mit dem Knaben Joachim!
Sagt, wenn wir ihn kriegen, was tun wir mit ihm?“

Da klirren Sporen und Wehrgehäng:
Hans Otternstädt sprang vom Roß,
der ragte zu Fuß um Hauptesläng'
noch über die längsten im Troß,
und zeigte grinsend ein'n langen Strick:
„Hoch wachsen die Föhren bei Köpenick!“

Das Bürschlein kommt zu jagen heut
in den Forst, ich bürge dafür,
und was euer Mund sich zu sagen scheut,

ich schreib es an seine Tür:
Jochinke, Jochinke, hüte dich!
Kriegen wir dich, so henken wir dich.“

Da schüttelt die Heide sich weit im Mund,
als ob sie's vernommen hätt',
und mit den Krügen von Mund zu Mund
ging die Rede des Otternstädt:
„Jochinke, Jochinke, hüte dich!
Kriegen wir dich, so henken wir dich.“

Noch lag beim Feuer, umnebelt vom Rauch,
ein ehrliches, märkisches Blut,
ein Bauer, der holte im Walde Strauch;
da lockt' ihn die rötliche Blut,
zu wärmen die Glieder, vom Froste steif,
an dem Feuer der Ritter vom Stegereif.

Den traf die Rede wie Wetterblitz,
und es regt' sich der märkische Kern:
„Hilf Himmel, hier hausen die Köckeritz,
sie lauern auf unsern Herrn.
Und bin ich ein Bauer von niederem Blut,
Doch kann ich ihn retten, dafür bin ich gut.“

Er schlich vom Feuer und war nicht faul —
nicht einer achtet' darauf —
und band vom Aste den nächsten Gaul
und kletterte und huckte auf.
„Streich aus, mein Gaul, über Stock und Stein,
sonst soll Herr Joachim gehenket sein!“

Es klagt wie Geisterstimmen im Rohr. —
„Streich aus, mein Gaul, streich aus!“
Ein Irlicht flackert im Heidemoor. —
„Nicht fehr dich dran, gradeaus!
Vor Heze und Unhold Gott gnädig mich schütz',
ich wag' es mit Krachten und Köckeritz.“

Und horch, da schallt es wie Hörnerklang,
wie Stampfen von Rosseshuf.
Und wie es nahe und näher drang,

da schied er Stimmen und Ruf.
Vom Schlosse her auf dämmerndem Pfad
mit Jägern und Knappen der Kurfürst naht.

„Nun, lieber Gaul, vor dem Ziele sind wir,
jetzt gib dein Bestes dran!“

Er rief's und hielt auf keuchendem Tier
vor dem Fürsten, der märkische Mann.

„Ach gnädiger Kurfürst, halt ein, halt ein!
Im Walde sollst du gehenket sein!“ —

Noch lagen die Burschen ums Feuer rund
und prahlten wohl um die Bett'.

Die Krüge gingen von Mund zu Mund,
Die Würfel rollten aufs Brett.

Wild waren und trübig die Mienen zu schau'n,
ihre Reden klangen wie Hohn und Grau'n.

„Ich höre Waffengeklirr in der Luft
und pfeifen nach Jägers Brauch.“

„Laß klirren und pfeifen! Die Gule ruft,
Die Winde rasseln im Strauch.

Ein hoher Einsatz! Wer wagt sein Gold?
Nur dreißt! Laßt sehn, wie der Würfel rollt!“

„Mir deucht, daß ich Speere blinken seh'.
Es glänzt wie Helm und Schild.“

„Laß blinken und glänzen! Es leuchtet der Schnee,
schon grauet der Tag im Gefild.

Ein höherer Satz! Her mit dem Würfelstopf,
jetzt geht es um Herrn Joachims Kopf!“ —

Und näher klingt es und bringt herbei.

Der Morgen grauet und tagt.

Das war nicht Sturm, nicht Gulengeschrei,
es ist Herrn Joachims Jagd.

Des Kurfürsten Mannen durchstreifen den Wald
und umstellen die Burschen im Hinterhalt.

Den Ausweg sucht, wer das Roß behielt:
versperret sind Schliche und Schlucht,

das Spiel verloren, das Leben verspielt,
zu spät zu Kampf und Flucht.
Sie knirschten die Zähne vor Wut und Grimm,
vor ihnen hielt Markgraf Joachim:

„Was trieb euch, in dunkler Waldeßnacht
zu lauern bei Wetter und Wind?
Die Mark ist nicht zur Höhle gemacht
für Schelme und Raubgesind'.
Wer Recht will, such' es bei Tageschein.
Frühmorgen sollt ihr gerichtet sein!“

Fedor von Köppen.

62. Die Wendengötter.

1. Gleich gewalt'gen Grabeshügeln,
über die mit sanften Flügeln
schwebt der Sage Duftgestalt,
also schau'n die Muggelhöhen
schweigend über Land und Seen,
schweigend auf den ernsten Wald.

2. Gräber sind's, aus deren Grunde
mir zum Ohr dringt feltne Kunde:
Alter Zeiten Göttermacht,
die geblüht im Wendentume,
der geopfert man zum Ruhme
und Gebete dargebracht;

3. ihre Herrschaft mußte enden.
Es erlosch der Stern der Wenden
in dem Geiste neuer Zeit.
Leuchtend, siegreich im Befahren,
wies der Geist der neuen Lehren
auf das Kreuz der Christenheit.

4. Friedlich ruhn die dunkeln Berge,
drin des Heidentumes Särge,
jetzt im grünenden Gewand.

Nur im Rauschen düstrer Föhren
klingt es wie von Geisterchören,
die in Berges Schoß verbannt.

5. Doch wenn in Gewitterstürmen
sich der Müggel Wogen türmen
und der Wald erbebt und stöhnt,
werden in der Wut der Wetter
wach die alten Wendengötter,
trifft ihr Zorn, wer sie verhöhnt.

6. Wehe dem, der dann im Wahne
eigner Kraft dem leichten Rahne
sich vertraut voll Wagemut!
Denn die Geister ohn' Erbarmen
reißen ihn mit stärkern Armen
nieder in die tiefe Flut.

Fritz Eichberg.

63. Am Teufelssee.

Tief unten auf dem Grunde des Teufelsees liegt ein versunkenes Schloß, und zur Johannisnacht, wenn ringsum Glühwürmchen den Wald illuminieren, steigt eine wunderschöne Prinzessin aus der feuchten Tiefe herauf und schmückt den Saum ihres Gewandes mit den gelben Leichrosen. Dann setzt sie sich auf den großen Stein, der am Ufer liegt, slicht ihr langwallendes Haar und seufzt und weint. Manchmal erscheint sie auch als ein Schwan, der einsam und traurig einher schwimmt.

Einst stand ihr Schloß hoch oben auf den Bergen; doch als die Spröde alle Bewerber um ihre Hand zurückwies, stürzten die alten heidnischen Gottheiten unter furchtbarem Erdbeben Schloß, Schätze und Jungfrau in die Tiefe. Nur ein unbescholtener Jüngling kann sie retten, wenn er in der Johannisnacht dreimal ihren Namen ertönen läßt. Dann kommt sie herauf, und er muß sie auf seinen Arm nehmen und sie wortlos, umzischt von bösen Geistern, dreimal um die Kirche von Köpenick tragen. Dann ist sie erlöst; das Schloß steigt wieder herauf, und die Musikanten spielen zur Hochzeit auf.

Dort oben auf den Bergen wohnt noch eine zweite Prinzessin. Abends fährt sie mit vier goldfarbigen Rossen hernieder zum Müggelsee, um die Durstigen zu tränken; doch ein großer Heuwagen, mit vier weißen Mäusen bespannt, rollt ihr entgegen, den Lauf ihres Gefährts zu hemmen. Sie besaß einst ein prächtiges Schloß droben, wo dann später jener große Stein, auch Teufelsaltar genannt, gelegen hat. Das Schloß ist längst dahin, aber auch der Stein ist seit Jahren verschwunden. Zuweilen nur schlägt aus dem Boden dort eine hohe Flamme. Dann wieder sieht man aus der Höhle, die der Stein verdeckte, ein altes Mütterchen am Stabe gebückt hervortreten.

Auch die wilde Jagd tobt zuweilen unten am Teufelssee, und ein Mann aus Köpenick, der in der Johannisnacht vorüberfuhr, vernahm ein Getöse von Jagdhörnern und Hundegebell, und seltsam schaurige Gestalten flogen vor ihm her durch die Bäume, so daß er Gott dankte, als er endlich glücklich zu Hause ankam.

N. Trinius (Märkische Streifzüge).

64. Allerhühnchen.

Vor mehreren hundert Jahren war eine Frau von Beeren eines Kindleins glücklich genesen. In einem großen Himmelbett, dessen Gardinen halb geöffnet waren, lag die junge Frau, neben sich die Wiege mit dem Kinde, und verfolgte in träumerischem Spiel die Schatten, die in dem spärlich erleuchteten Zimmer an Wand und Decke auf und ab tanzten. Plötzlich bemerkte sie, daß es unter dem Kachelofen, der auf vier schweren Holzfüßen stand, hell wurde, und als sie sich aufrichtete, sah sie deutlich, daß ein Teil der Diele wie eine kleine Kellertür aufgehoben war. Aus der Öffnung stiegen alsbald allerhand zwergenhafte Gestalten, von denen die vordersten kleine Lichtchen trugen, während andre die nach ihnen Kommenden willkommen hießen. Alle waren gepuht. Ehe sich die junge Mutter von ihrem Staunen erholen konnte, ordneten sich die Kleinen zu einem Zuge und marschierten zu zwei und zwei vor das Bett der jungen Frau. Die zwei Vordersten baten um die Erlaubnis, ein Familienfest feiern zu dürfen, zu dem sie sich unter dem Ofen versammelt hätten. Frau von Beeren war eine liebenswürdige Frau, ihr

guter Humor gewann die Oberhand, und sie nickte bejahend mit dem Kopfe. Die Kleinen kehrten alsbald unter den Ofen zurück und begannen ihr Fest. Aus der Kelleröffnung wurden Tischchen heraufgebracht, andre deckten weiße Tücher darüber, Lichterchen wurden aufgestellt, und ehe viele Minuten um waren, saßen die Kleinen an ihren Tischchen und ließen sich's schmecken. Frau von Beeren konnte die Züge der einzelnen nicht unterscheiden; aber sie sah die lebhaften Bewegungen und erkannte deutlich, daß alle sehr heiter waren. Nach dem Essen wurde getanzt. Eine leise Musik, wie wenn Violinen im Traum gespielt würden, klang durch das ganze Zimmer. Als der Tanz vorüber war, ordneten sich alle wieder zu einem Zuge und erschienen abermals vor dem Bette der jungen Frau. Sie dankten für freundliche Aufnahme, legten ein Angebinde nieder und baten die Mutter, des Geschenkes wohl acht zu haben: die Familie werde blühen, solange man das Geschenk in Ehren halte, aber werde vergehen und verderben, sobald man es mißachte. Dann kehrten sie unter den Ofen zurück; die Lichterchen erloschen, und alles war wieder dunkel und still.

Frau von Beeren war unsicher, ob sie gewacht oder geträumt hatte. Sie sah sich nach dem Angebinde um; es lag auf der Wiege des Kindes. Es war eine kleine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf, etwa zwei Zoll lang und der untere Teil in einen Fischschwanz auslaufend. Dies Püppchen, das Leute, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten, noch gesehen haben wollen, führte den Namen „Allerhühnchen“ (Allräunchen) und galt als Talisman der Familie. Es vererbte sich von Vater auf Sohn und wurde ängstlich bewahrt und gehütet.

Einer der Nachkommen war „Geist von Beeren“. Er kümmerte sich wenig um das wunderliche Familienerbstück. Er liebte nicht Sagen und Geschichten, Land und Märchenschnack, und ihm fehlte Pietät und der Sinn fürs Geheimnisvolle.

Allerhühnchen hatte lange im Schrank gelegen, ohne daß seiner erwähnt worden wäre. Da führte das Weihnachtsfest eine lustige Gesellschaft bei Geist von Beeren zusammen, und der Zufall wollte, daß einer der Gäste vom „Allerhühnchen“ sprach. „Was ist es damit?“ hieß es von allen Seiten, und kaum daß die Frage gestellt worden war, so wurde auch schon die Geschichte zum besten gegeben und das Allerhühnchen herbeigeholt. Geist

von Beeren ließ es rundum gehen, witzelte und spöttelte und — warf es dann ins Feuer.

Von dem Augenblick brach das Unheil herein, und schwere Schicksalsschläge kamen. Zweimal brach Feuer aus, Krieg und Mißwachs zerstörten die Ernte. Rasche Todesfälle rafften die Glieder der Familie fort. Zuletzt starb Geist von Beeren selbst, und mit ihm erlosch sein Geschlecht.

Theodor Fontane (Spreeland).

65. Der Brauer Schuhmann und Neu-Ruppin.

Vor alters wohnte in der Klosterstraße zu Neu-Ruppin ein reicher Brauer, namens Schuhmann. Die Mönche von der Klosterkirche tranken viel Bier. Mit ihnen kam er in Streit, und sie verdarben sein Geschäft. Er verarmte gänzlich. Nun verband er sich mit dem Teufel, und es ging wieder groß her. Wie dann der Vertrag um war, hörte man es abends spät leise klopfen, und Schuhmann schlich sich still aus dem Zimmer. Gleich darauf hörten seine Zechgenossen ein lautes Krachen in der Küche, gingen hin und sahen den Brauer mit zerschmetterten Gliedern am Feuerherd liegen. Der Teufel aber fuhr eben als schwarze Krähe zum Schornstein hinaus.

Schuhmanns Leiche konnte nicht auf dem Kirchhof beerdigt werden; Mönche, Priester und alle ehrbaren Leute der Stadt wollten sie nicht in der Nähe wissen. So versenkten seine Freunde sie unbemerkt in einen Morast. Seitdem ging der gottlose Brauer nachts um und suchte Gesellschaft. Er hochte auf und lauerte auch den Holzdieben auf; denn früher betrieben Ruppiner den Holzdiebstahl in der städtischen Heide im großen mit Pferden. Manchem Bösewicht drehte er den Hals um. Da kam einst spät auf der öden Wittstocker Straße ein reicher Schweinehändler gegangen. Der hatte viel betrogen, manchen kleinen Mann schändlich geschröpft und mancher armen Frau ein krankes Schwein statt eines gesunden verkauft, doch nie ersetzt, wenn es dann verendete. Jetzt wollte er mit ungerechtem Gut sich zur Ruhe setzen. Da erfaßte ihn Schuhmann, und beide versanken in die Tiefe.

Wilibald von Schulenburg
(Landeskunde der Provinz Brandenburg).

66. Der rote Hahn im Stechlinsee.

Bei Neu-Globow breitet sich, von Bergen eingefasst und von Eichen, Buchen und Kiefern umsäumt, der große Stechlinsee aus. Durch die klare Flut sieht man bis tief auf den Grund. In seinen Tiefen haust ein Ungeheuer, der rote Hahn genannt; der duldet nicht, daß überall gefischt wird. In alter Zeit lebte im Fischerhaus Stechlin ein Fischer Minack, ein gewaltig starker Mann, doch roh und wild. Einstmals wollte er an einer der verrufensten Stellen fischen, weil da viele Maränen waren. Es war stürmisches Wetter. Nur mit Zagen folgten seine Knechte.

Das Netz ist ausgeworfen. Sie fahren ans Ufer und winden heraus. Bald gehen die Winden schwerer und stehen dann still. Nun fährt Minack mit seinem Kahn auf den See hinaus, um das Zeug zu lüften; er nimmt das Tau über'n Kahn und zieht sich daran weiter. Da droht das immer straffer gewordene Tau den Kahn unter Wasser zu drücken. Der Fischer ruft nach dem Ufer: „Laßt die Winden los!“ Aber bei dem Sturm verstehen sie: „Windet zu!“ und arbeiten erst recht darauf los. Sein Kahn füllt sich mit Wasser. Das Tau abheben kann er nicht, so zieht er sein Messer und schneidet es durch. Wie da die beiden Enden in die Tiefe fahren, teilt sich das Wasser, und mit donnerndem Krähen betäubt der rote Hahn den Fischer und zieht ihn vor den Augen seiner Knechte hinab in die Tiefe.

Wilibald von Schulenburg
(Landeskunde der Provinz Brandenburg).

67. Die Hände von Prenzlau.

Der erste Hohenzoller in der Mark, Kurfürst Friedrich I., hatte in seinem Lande harte und schwere Kämpfe auszusechten. Aber mit fester Hand ging er gegen das Raubrittertum vor, und er hatte manchen Strauß mit den Städten zu bestehen, die in der langen Zeit der Herrenlosigkeit in der Mark gegen Fürsten und Adlige mißtrauisch geworden waren und gelernt hatten, sich auf ihre eigne Kraft zu verlassen. Die Städte, die an den Grenzen der Mark lagen, mochten es nicht gern mit den Fürsten der Nachbarschaft verderben, da diese ihnen, wie sie mehrfach erfahren hatten, eher beistanden als die eignen Landesherren.

In dem Kriege nun, den Friedrich gegen die Pommernherzöge führen mußte, hatte die Stadt Prenzlau, die dem Kurfürsten den Eid der Treue geschworen hatte, zwar den Feinden die Tore verschlossen. Aber die Bürgermeister Klaus Belz und Zabel Grieben hatten Verrat geübt. Sie hatten einen der pommerschen Hauptleute verkleidet in die Stadt hereingelassen, um mit ihm zu verhandeln. Es war ein gewisser Klaus Koppen, ein Kriegsknecht und Hauptmann der pommerschen Herzöge gewesen, der anno 1425 im Februar die Stadt Prenzlau den beiden Fürsten von Stettin, Kasimir und Otto, in die Hände gespielt hatte. Er hatte sich vom Räte, der mit den niedern Bürgern im Zwiste lebte, zum Torwarter auf dem Blindower Torturme bestellen lassen. Er hatte dann einst in dunkler Februarnacht an diesem Torturme eine Leuchte ausgesteckt, die ein Zeichen war, daß die Pforte den pommerschen Fürsten offenstände. So waren die Pommern in die Stadt eingedrungen. Herzog Otto rief den Bürgern bei der Huldigung zu: „Hättet ihr euch als biedere Männer gezeigt und nicht als feige Memmen, so hätte ich eure Stadt nimmer gewinnen können.“ Daher sagte man später, wenn nun ein Bürger gar so finster dreinschaute: „Er sieht aus, als wenn er Prenzlau verraten hätte.“

Da der Kurfürst nicht im Lande anwesend war, so mußte sein ältester Sohn, der Statthalter Markgraf Johann, 1426 mit einem Heere aufbrechen, um Prenzlau zu befreien. Bei seinem Nahen setzte sich die brandenburgische Partei in Prenzlau mit ihm in Verbindung. Ein ihm treu ergebener Bürger, Rodinger, der Befehlshaber der Stadtknechte, war zur Stelle. Er führte die Märker durch Sumpf und Wiesen und trug auf seinen starken Schultern den Markgrafen durch die Ufer, in der Dunkelheit der Nacht durch eine ausgesteckte Leuchte geleitet. Dicht vor dem Ufer drohte der Rodinger unter der Last des geharnischten Ritters zu erliegen. Da feuerte ihn Prinz Johann mit den Worten an: „Steh fest, mein Mann, du trägst Brandenburg auf deinem Rücken!“ Der Überfall gelang. Die Schlachtrufe: „Brandenburg!“ „Stettin!“ erklangen durch die fadelbeleuchteten Straßen. Die Pommern wehrten sich mutig, mußten aber endlich weichen. Klaus Koppen hielt mit äußerster Tapferkeit das Blindower Tor noch einige Tage lang. Als man ihm vor seinem Turme aber Stroh und grünes Holz anzündete und ihn austräucherte, ergab er sich und erhielt ehrenvollen Abzug.

Die Streitigkeiten zwischen dem Rat und den Bürgern wurden geschlichtet. Den beiden verräterischen Bürgermeistern wurde die rechte Hand, mit der sie dem Kurfürsten Treue geschworen hatten, abgehauen; dann wurden sie enthauptet. Die beiden Hände aber hat man lange Zeit zum Andenken an jene Tat im Rathause zu Prenzlau aufbewahrt.

Walther Kohl.

68. Kurt von Bassewitz und die Kyritzer.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte ein kühner, verwagener Mecklenburger Ritter, Kurt von Bassewitz, dem nur wohl war, wenn er im Sattel saß und die „Pfeffersäcke“ an Gut und Reichthum schinden konnte. Besonders auf das Städtchen Kyritz hatte er es abgesehen. Hier wohnten schlagfertige Bürger, die dem Herrn von Bassewitz, als er einst einen Warenzug ihrer Kaufleute überfallen hatte, eine tüchtige Schlappe beigebracht hatten. Dafür hatte er ihnen Rache geschworen, und im Jahre 1403 zog der ritterliche Streiter mit einer großen Schar vor Kyritz und belagerte die Stadt. Aber sie war mit tiefen Gräben, starken Mauern und festen Thürmen gut verwahrt, und nach mißlungenem Sturmangriff mußte er zornknirschend und rachebrütend abziehen. Es dauerte lange — 22 Jahre —, bis er wiederkam, und die Bürger waren auf einen neuen Angriff ihres alten, unversöhnlichen Gegners wenig vorbereitet. Diesmal machte er nur einige leichte Scheinangriffe und schien die Stadt aushungern zu wollen. In der Stille aber ließ er einen unterirdischen Gang bis ins Herz der Stadt hinein graben, um so in sie hineinzudringen.

Im Turme der Stadt war zu dieser Zeit ein schwerer Verbrecher untergebracht, den man schon zum Tode verurteilt hatte. Zur Hinrichtung aber, zu der zu damaliger Zeit man mit behaglicher Ruhe und Umsicht zu schreiten pflegte, hatten die belagerten Bürger keine Zeit, und so wartete denn der arme Bösewicht von Tag zu Tag auf das Erklingen des Armesünderglöckleins, das ihn zum Abschied von dieser Welt rufen sollte. Der hörte nun in einer Nacht, als er trübselig in seinem Kerker saß, unter sich ein Klopfen, Hämmern und Scharren, das ihn auf die fleißige Tätigkeit menschlicher Maulwürfe schließen ließ. Denn ihm war von seinem Wärter erzählt worden, daß Kurt von Bassewitz die

Stadt belagerte, und ein Hoffnungsstrahl war in sein geängstetes Gemüt gefallen. Er konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten. Durch den Wärter ließ er dem gestrengen Herrn Bürgermeister sagen, daß er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe, die die Stadt wohl retten könne. Aber man müsse ihm dafür sein verwirktes Leben schenken. Er wurde also ins Rathhaus geführt, wo sich der Bürgermeister mit den Ratsherren befand. Hier wiederholte er sein Anerbieten und erzählte, als ihm sein Leben zugesichert war, was er gehört hatte und was die Feinde wohl bezweckten. Da lief es den hohen Herren allerdings eiskalt über den Rücken, und es entstand eine lebhaftere Beratung, was zu machen sei. Zunächst freilich wollte man sich selbst einmal von der Böhlarbeit des tückischen Gegners überzeugen, und in der folgenden Nacht versammelten sich die Ratsmitglieder im Kerker und lauschten, bis auch sie das Pochen und Scharren hörten. Nun wußte man, was man zu tun hatte, und mit fieberhafter Spannung verfolgte man das Geräusch, das sich immer mehr dem Innern der Stadt, dem Marktplatz, näherte. Bald konnte man auch hören, daß die unterirdischen Arbeiter sich mehr der Oberfläche näherten. In kurzem mußte der Einbruch in die Stadt geschehen können. Aber Kyriß wachte. Man war gerüstet und hatte Abwehrmittel bereit. Ganz still hatten sich die Stärksten der Bürgerschaft auf dem Marktplatz versammelt, und als plötzlich die Erde sich aufrat, und als erster von seinen Rittern Kurt von Bassewitz die Stadt betrat und schon den Siegesruf ausstoßen wollte, hagelten Kolbenhiebe auf ihn hernieder, und die Nächsten traf gleiches Schicksal. Dann nahm man die Wehrlosen gefangen, den andern unten aber goß man große Mengen heißen Breis auf den Kopf, daß sie sich in ihren Gang zurückzogen. Einen gleichzeitigen Sturm hatten die andern Bürger von Kyriß zu gleicher Zeit abgeschlagen. So herrschte denn große Freude. Dem Bassewitz aber wurde der Stab gebrochen, und er wurde mit seinem eignen Schwerte abgetan. Dieses Schwert aber und seinen Panzer verwahrt man noch heute auf dem Rathause; vom Panzer ist allerdings nicht mehr viel übrig geblieben, denn zum Andenken an die Bedrängung durch Kurt und die glorreiche Befreiung tat der Bürgermeister von Kyriß früher immer einen Stich mit einem Messer in den Panzer, und so wurde er allmählich ganz zerfetzt.

Am Tage nach dem Sonntag Invocavit findet in Kyritz das Bassewitzfest statt. Dann wird beim Gottesdienst über die wackere That der Väter gepredigt, und nach der Kirche werden an Arme und Schulkinder Zuckerbrote eigner Art, die nur zu diesem Tage gebacken werden, verteilt.

Walther Kobl.

69. Das Wunderblut zu Wilsnack.

1. Es war im Jahre 1383. Der Bischof Dietrich von Havelberg lag in Fehde mit dem Ritter Bülow zu Kersdorf in der Priegnitz. Dieser fiel eines Tages in das bischöfliche Gebiet ein und verbrannte 11 Dörfer, darunter auch Wilsnack, damals ein bescheidenes, armes Dörfchen. Die Bewohner retteten sich mit ihrem Priester Johannes und fanden, als sie einige Tage später sich vorsichtig ihrem Dorfe wieder näherten, den Feind abgezogen, ihr Hab und Gut aber vernichtet und alles, selbst die Kirche, durch das Feuer zerstört.

2. Als sie die Nacht in einem Nachbardorfe verbrachten, wo sie vorläufige Unterkunft gefunden hatten, hörte der Priester eine Stimme, die ihn aufforderte, in der Heimatkirche eine Messe zu lesen. Dreimal wiederholte sich die Mahnung, der er am andern Tage Folge zu leisten beschloß. Über die Trümmer der Kirche arbeitete er sich bis zum Altar hin. Unter dessen Schutt fand er die unverehrte Altardecke und zwei völlig erhaltene Leuchter. Aber was das Wunderbarste war, er entdeckte auch eine Holzbüchse mit drei Hostien, die hier zur Tröstung Bedürftiger aufbewahrt waren. Als er sie genauer betrachtete, sah er zu seinem größten Erstaunen ein unbegreifliches Wunder: die Hostien waren mit Blut besprengt. Das Feuer hatte den Leib des Herrn nicht verbrennen können, aber er hatte in der Not Blut geschwitzt. Verzückt sank der Priester auf die Knie und wurde so von seiner Gemeinde aufgefunden, der er das Wunder zeigte und mit der vereint er vor dem Altar die unerforschliche Güte und Allmacht Gottes pries.

3. Der Bischof von Havelberg, dem von dem seltsamen Vorgang sofort berichtet worden war, kam mit großem Gefolge und erteilte seinen Segen; denn auch vor seinen Augen floß das Blut des Erlösers. Auch Wirkungen dieses seltenen Wunders

zeigten sich am selben Tage. Ein altes Mütterchen, das gelähmt an Krücken herzugewankt war, wurde durch den Anblick des Wunderblutes geheilt und warf ihre Krücken weg, da sie wieder gehen konnte. Einem Manne, der jahrelang seinen kranken Arm in der Binde getragen hatte, wurde dieser gesund.

4. Nun verbreitete sich alsbald die Kunde von dem Wilsnacker Wunderblut in der ganzen Welt. Von allen Enden kamen Kranke, arme und reiche, um geheilt zu werden. Wer nach Wilsnack pilgerte, erhielt Ablass seiner Sünden. So konnte bald die Kirche, nunmehr in stolzer Pracht, wieder aufgebaut werden. Wilsnack aber erhob sich zu Wohlstand und wurde eine blühende Stadt. Zwei Jahrhunderte fast erhielt sich der Ruf von der Wundertätigkeit des Blutes zu Wilsnack, bis die neue Lehre Luthers dem Aberglauben ein Ende machte.

Walthar Nohl.

70. Heiligengrabe.

Es war im Jahre 1285, als in die Kirche des Dorfes Tschow unfern Wittstock in der Prignitz eingebrochen und verschiedenes wertvolle Kirchengesetz entwendet wurde. Unter diesem befanden sich auch der Kelch und die Monstranz mit der geweihten Hostie. Eine Spur des Täters war lange Zeit nicht zu entdecken, bis sich endlich in Prignitz ein Jude verdächtig machte und infolge verschiedener Äußerungen, die er in dem allgemeinen Gerede über den Kirchenraub getan hatte, eingezogen wurde. Da der Verdächtige nichts eingestehen wollte, ihm aber auch nichts zu beweisen war, so konnte er nicht verurteilt werden. Losgelassen wurde er aber auch nicht, weil man meinte, daß die harte Gefangenschaft ihn schon weich machen würde.

Da erbot sich ein Prignitzer Bürger, ein Tuchmacher, den Gefangenen durch List zum Geständnis zu bringen. Obgleich schon mehrere Priester ihr Heil vergeblich versucht hatten, so wollte sich der Tuchmacher doch auch als Priester verkleiden; denn er war der Meinung, daß es seine Vorgänger nur falsch angefangen hätten. Er trat dem Juden durchaus nicht mit Beteuerungsversuchen gegenüber, sondern erzählte sich mit ihm allerlei und machte ihn nach und nach zutraulich, so daß sich der Gefangene in seiner öden, langweiligen Zelle gar bald auf die Besuche des vermeintlichen

Priesters freute, der ihm einige Stunden so angenehm verbringen half, sich mit ihm wie mit seinesgleichen unterhielt und so gar nichts von Befehrungseifer verspüren ließ. Als der Tuchmacher den Gefangenen so weit hatte, daß er sich mit ihm auch von allen möglichen pfißigen Gaunerstreichen erzählte, brachte er das Gespräch auch einmal auf den Kirchenraub. Der Jude stuzte zwar, ging aber doch darauf ein, verwickelte sich jedoch bald derart, daß der andere ihn lachend fragen konnte, wie er es nur so geschickt angefangen habe, alle Spuren so gut zu verbergen. Da ging der Gefangene wirklich in die Falle und ließ sich abfragen, daß er unterwegs in der Richtung auf Brißwalf zu von einer großen Angst wegen der Hostie befallen worden sei, und daß er, um sich von dieser Angst zu befreien, die Hostie am Kreuzwege, wo der Galgen steht, vergraben und die Stelle unter dem Galgen mit einem großen Stein zugedeckt habe.

Nun führte man den Juden vor das Thor hinaus und räderte ihn. Die Hostie aber wurde unter dem großen Stein an der bezeichneten Stelle ausgegraben und mit großer Feierlichkeit in die Kirche nach Brißwalf gebracht. Sie war blutig, und wo sie gelegen hatte, war das Erdreich auch mit Blut getränkt. Dieses Erdreich wurde sorgfältig ausgehoben und ebenfalls als ein Heiligtum verwahrt.

Nun wandte sich der Pfarrer von Brißwalf an seinen Bischof Heinrich von Havelberg, daß er seine Kirche bei den Christen als heiligen Ort in Aufnahme bringen sollte; der Bischof zeigte sich jedoch nicht besonders eifrig für die Sache. Da ritt er einmal von seinem Schlosse in Wittstock nach Brißwalf, denselben Weg, den damals der Jude genommen hatte. Als er in die Nähe des Galgens kam, wurde er plötzlich krank, so daß er von seinem Pferde herabgehoben werden mußte. Nun geriet er in große Herzensangst; denn daß er gerade an dieser Stelle krank wurde, erkannte er als ein Zeichen Gottes, und er gelobte sofort, das Heiligtum in Brißwalf zu besuchen, was er bis jetzt zu tun unterlassen hatte. Kaum hatte er dies Gelübde getan, so fühlte er seine Krankheit schwinden.

Nun hatte er an sich selber die Wunderkraft des Heiligtums erfahren und zweifelte nicht länger daran. Tief ergriffen ging er nach der Stelle, wo die Hostie gelegen hatte. So wie er daselbst anlangte, umleuchteten ihn himmlische Strahlen, und als er den Blick aufwärts richtete, sah er den Himmel offen und den Herrn selbst mit seinen himmlischen Heerscharen. Nun rief er, zur Erde nieder-

fallend: „Diese Stelle hier ist heilig und Gott geweiht.“ Und sofort beschloß er, daß daselbst eine Kapelle gebaut werden sollte, und da das Land Eigentum des Bistums war, so konnte dies rasch geschehen. Der Pfarrer von Prißwals mußte nun, so sehr er sich auch sträubte, das Heiligtum in diese Kapelle überführen lassen, und seine Hoffnung, Prißwals zu einem berühmten Wallfahrtsort erwachsen zu sehen, war dahin. Der Ort in der Kapelle, wo die Hostie gelegen, wurde mit einem Stein bezeichnet, auf dem eine Inschrift die wunderbare Begebenheit kundtat. Und diese Stelle sowie auch die Kapelle hieß fortan „das heilige Grab“.

Auch Markgraf Otto, den man den Langen nannte, hörte von dem heiligen Grabe, glaubte aber nicht recht daran. Als er nun einstmals in die Gegend kam, gefiel sie ihm ausnehmend wohl, und der Bischof bat ihn, daß er an der Stelle der Kapelle ein Kloster bauen sollte. Davon wollte der Markgraf jedoch nichts wissen. Bauen wollte er wohl, aber ein schönes Jagdschloß schien ihm in der wildreichen Gegend besser als ein Kloster. Bei dem Abschiedsmahle, das ihm von dem Bischof zugerichtet ward, wurde viel darüber gesprochen. Doch als Otto auch hier auf seinem Vorsatz beharrte und sich über ein Kloster ungünstig aussprach, siehe, da verwandelten sich die ihm vorgesezten Speisen in Blut, daß er entsetzt aufsprang und vor Staunen und Schreck kein Wort mehr hervorbringen konnte. Ernst sagte nun der Bischof, daß er darin ein Zeichen erblicken möge, wie Gott seinen Schloßbau nicht mit Wohlgefallen ansehe. Als ihm nun gar nachts darauf ein Engel erschien und ihm befahl, den Schloßbau zu unterlassen und ein Kloster zu gründen, da mußte er in sich gehen; er gab dem Bischof recht, und der Klosterbau wurde beschlossen.

So entstand nun an dieser Stelle das Kloster Heiligengrabe, ein großer Gnadenort, den gesehen und daselbst gebetet zu haben für jeden Christen als ein großes Glück angesehen wurde. Dieses Cisterzienser-Jungfrauenkloster ist dann später in ein Fräuleinstift umgewandelt worden, und das ist es heute noch.

Gustav A. Ritter (Deutsche Sagen).

71. Der Bilwig.

Sage aus dem Havelwinkel.

Steht das Korn in schönster Blüte, mannshoch in den Halmen, fastig und mit weichen, werdenden Ahrlin, dann machen die

schlimmen Geister sich daran, den Menschen die Ernte zu verderben. Bald nach Mitternacht tritt vorsichtig der „Bilwiz“ aus dem Walde, ein sehr magerer, langer, eisgrauer Mann, ein spitzes Hütchen auf dem Haupte, einen langschößigen Rock um die Lenden, die Hände allezeit in den Taschen der Pluderhosen. Er macht im Schatten der Föhren halt und späht über die Flur, die im Mondlicht silbergrau blinkt, ob er gesehen wird.

Niemand ist auf dem Acker. Das Mondlicht schwindet hinter schwarzen Wolken, die plötzlich wie gezaubert am Himmel hängen und flattern. Hurtig duckt sich der dürre Graue nieder an den Boden, schnallt den rechten Schuh ab und steckt ihn unter den Rock. Aus der Pludertasche nimmt er eine kleine, sehr scharfe Sichel und bindet sie an die Zehen des nackten Fußes.

Dann erhebt er sich und schlendert durch das Korn, quer und schräg, schwenkt hin und her. Wo er schlüpfend schreitet, mäht sein Fuß eine schmale Gasse, einen engen, langen Gang, und auf der Stelle verschwinden die Halme. Kommt dann am Morgen bei Sonnenlicht der Bauer an das Ackerstück, so sieht er die trostlose Verwüstung.

Es gibt viele Mittel gegen den Bilwiz. Man kann einen Kranz von Schafgarbe, Trespens, Wicken oder Dost mitten ins Korn auf einen Stab stecken, kann auch eine Garbe mit Wacholderzweigen, die man bei der letzten Ernte zuerst auf den Wagen stach und zuletzt drosch, mit zur Saat verwenden. Allein beides ist nicht ganz sicher. Das sicherste Mittel ist, daß eine reine Magd einen Spiegel um den Hals tut und sich dem grauen Gespenst in den Weg setzt in einem Holunderbusch, da, wo es aus dem Walde hervorgeht auf den Acker. Sieht der Bilwiz das Mädchen, so muß es sterben; erblickt er aber sich selbst in dem Spiegel, so ist der Zauber gebrochen, und der schlimme Geist flieht auf immer.

W. Schmidt (Brandenburg in Wort und Bild).

72. Hünen in der Mark.

Früher gab es Hünen oder Riesen. Sie waren von ungeheurer Größe und Kraft. Eichbäume und die höchste Buche im Walde hoben sie aus wie Stöcke. Ein Hünenmädchen bei Riez unweit Brandenburg packte einen Bauern samt Pflug und Ochsen in ihre Schürze wie ein Spielzeug. Und als die Riesen

Frau Harke den Havelberger Dom einwerfen wollte, da stand sie mit dem einen Bein auf dem Kamernschen, mit dem andern auf dem Rhinowschen Berge, so gewaltig groß war sie. Zwei Riesenfinder haben einst mit den großen Steinen gespielt, die auf einem Berge beim Dorfe Mürow liegen. In der Gegend vom Dorfe Dreez liegt im Walde zwischen dünenartigen Sandbergen eine ziemlich große Wiese, Segers Wische geheißten und in uralter Zeit einem Riesen namens Seger gehörig. Die hat er bei der Heumacht in neun Schwatt abgemäht und dabei acht Tonnen Bier getrunken. Sein Grab war früher noch zu sehen. Ein Riese in Berlin war so groß, daß sein Leib nicht auf einem Kirchhof Platz fand, und Riesenschulterblatt und Rippe hängen noch am Mollenmarkt, und zu Strausberg, in der Kapelle vorm Landsberger Thor liegt ein Riesenknochen an einer Kette; andre sagen, von einem Lindwurm. Wenn ein Hüne ein Hünenmädchen auf den Rüttschen Bergen besuchen wollte, ging er mit zwei Schritten durch das Pohlsche Luch und trat dabei auf den Teufelsberg; davon ist oben noch die Vertiefung. Hünen haben den Trebelsee bei Rezin ausgegraben.

Wenn ihnen ein See oder Fluß im Wege war, schütteten sie einen Damm hinein, um hinüberzukommen. Solche Dämme sind noch erhalten. Viele Berge stammen von ihnen her. Zu alter Zeit trugen die Menschen die Erde in Schürzen fort, so machten es auch die Hünenmädchen und Hünen. Dabei riß ihnen von der Last oft das Schürzenband, und die Erde fiel nieder. Davon sind eine ganze Anzahl Berge in der Mark entstanden, die heute noch sind. Auch alte Burgwälle und Schloßberge haben Riesen, besonders Riesenweiber erbaut. So erbaute beim Dorfe Knobloch ein Riese mit drei Schürzen Erde den dortigen Burgwall und drei Riesenfrauen in einer Nacht den Schloßberg zu Burg im Oberspreewald, ein altes germanisches Heiligtum. Hünenwall hieß auch früher der Räuberberg bei Bechlin. Eine Riesenjungfrau wollte den großen Werbellinsee zudämmen. Von Erde aus ihrer Schürze ist der schöne Berg entstanden, der etwa 40 Fuß hoch ist. Ein Riesenfräulein aus der Neumark wollte einst das Oberbruch besuchen. Da sie nicht über die Oder konnte, nahm sie eine Schürze voll Erde bei Neumühl — dadurch verschwand der ganze Berg zwischen Neumühl und Gälrow — und schüttete die Erde aus, wo jetzt die Pieseberge sind. Sie holte noch eine

zweite Schürze voll, fiel aber und verschüttete die Erde; dadurch entstanden die Luderberge. Auch die Höhen bei den Stöllenschen Bergen bei Rhinow haben Riesen zusammengetragen. Ein Hüne wollte einen kleinen See zudämmen. Etwas Sand blieb liegen, zu wenig, als daß er's zwischen die Fingerspitzen nehmen konnte. Das ist der Riesenberg zwischen den Dörfern Roken und Landin im Havellande.

Als die ersten Kirchen ins Land kamen, wollten die Hünen sie einwerfen. Sie standen auf ihren Bergen und faßten gewaltig große Steine und warfen sie weit durch die Luft, selbst über ganze Seen hinweg; aber meist fielen die Steine zu kurz, nur einzelne gingen drüber weg, und so lagen früher viele solcher alten Hünensteine vor den ältesten Kirchen im Lande. Jetzt sind die meisten von den Menschen zerstört und in Straßen oder Häuser verbaut. Die Kraft der Hünen war so groß, daß sich, wenn sie die Steine anpacten, oft ihre fünf Finger eingedrückt haben, auch die Hand oder Faust. Solcher Steine waren früher viele im Lande als Wunder und Merkwürdigkeiten zu sehen; einzelne sind noch jetzt erhalten, so liegt einer im Dorfe Zernickow auf der Dorfstraße, der Kirche gegenüber. Ein Riese wohnte auf seiner Burg auf den Hellbergen bei Häsen. Als sie das Kloster in Gransee bauten, ward er so zornig, daß er einen großen Stein dahin warf. Der fiel auf dem Fünffingerberg beim Dorfe Kraak nieder. Der große Stein nahe Roken und Landin, mit dem Frau Harke die Brandenburger Marienkirche zerschmettern wollte, hatte davon die Vertiefung. Ein Riese lustwandelte bei Wandlitz am Ufer des Sees und stieß sich den Fuß an einem Steine. Da ward er unmutig und schleuderte den Stein weit über den See, daß er jenseits niederfiel. Dabei sagte er:

„Hebb ick mi stoten an mine grote Teh,
will ick di ok smeten öwer de Wandelitzsche See!“

Auch wenn die Riesen sich auf einen Stein niederseßten, drückte sich eine Vertiefung ein. Ein solcher Stein lag vormals in der Gegend von Blankensee. Obenauf war ein großes Loch, da hatte der Riese drauf gesessen; seitwärts waren kleinere Löcher, seine fünf Finger. Ein großer Stein mit neun Löchern lag früher auf der Brodewiner Feldmark, da hatte der Teufel seine Regel aufgestellt. Auf dem Eulenspiegelstein bei Wietstock, jetzt auch

zerstört, waren zwei größere und neun kleinere Löcher. Dort hatte Uhuschpel geschustert und Regel geschoben. Auf einem ähnlichen beim Dorfe Gerzwalde hat einer geschneidert.

Die Riesen hatten auch Streit miteinander. Von zwei Hünen bei Prenzlau warf einer, der auf dem Klinkower Berge wohnte, dem andern mit einem großen Stein ein Auge aus. Der Stein liegt noch auf dem Kleptower Berge. Zwei Hünen standen am Ruppiner See, diesseits und jenseits, und kämpften miteinander. Der Hüne auf der Westseite warf einen großen Stein nach seinem Gegner, der lag früher an der Grenze der Karwer und Lichtenberger Feldmark und ist jetzt Grabstein für die Familie von dem Aneisebeck auf dem Kirchhof zu Karwe. Die Riesen auf den Müggelbergen bei Köpenick hatten mit den Riesen der Dörfer Zietzen, Selchow und Rozis einst einen gewaltigen Kampf und warfen sich mit großen Feldsteinen, von denen einige noch bei den Dörfern liegen. In diesem Kampfe ist der Riesenkönig gefallen. Seine Gebeine wurden in einen goldenen, silbernen und eisernen Sarg gelegt und im Hünenberg beim Dorfe Rozis begraben. Darinnen ruhen sie noch heute. Beim Dorfe Nekeband und dem Borwerk Vertikow liegen die Hünenwälle. Hier war auch eine Riesen Schlacht. Die Riesen gerieten in harten Kampf. Zuletzt haben die Vertikowschen die Nekebandschen besiegt und vernichtet. Die Gefallenen liegen in drei langen Hünenbetten und in den runden Grabhügeln am Saume des Waldes. Da fand man einmal einen goldenen Armring. Auch die Hünen von Vertikow hatten viele Tote, und die liegen begraben in dem Hügel an der Lemniz, dicht bei Vertikow. Da sind alte Schwerter und andre Waffen gefunden worden. Beim Dorfe Nellen bei Lenzen in dem großen Hünengrab liegt auch ein Riesenkönig begraben und seine Helden um ihn her in den Grabhügeln und Steinkreisen, die früher da noch waren. Ein Riesenkönig liegt auch auf der Feldmark des Dorfes Kemniz bei Britzwalk in einem goldenen, silbernen und eisernen Sarge. Ebenso lag ein Riesenkönig in dem großen Königsgrab beim Dorfe Seddin in der Westprieegniz begraben. Dieser Grabhügel hat 300 Schritt Umfang und 35 Fuß Höhe und war von einem Steinkreis umgeben. Im weiteren Umkreise liegen noch andre Hünengräber.

Wilibald von Schulenburg
(Landeskunde der Provinz Brandenburg).

73. Ein Königsgrab aus der Vorzeit.

Eine geheimnisvolle Sage umwob den Königshügel von Seddin. Die Überlieferung erzählte von einem alten König Hinst, der in einem dreifachen Sarge — aus Gold, Silber und Kupfer — ruhen sollte. In sein Grab schloß die Phantasie der lebenden Geschlechter all den Reichtum ein, den sie in Königshügeln exträumen konnte. Jahrhunderte, jahrtausendelang! Wohl hatte schon mancher nach den Schätzen gegraben — keiner fand den Eingang, und so konnte man sich daran gewöhnen, die Sage sinnbildlich aufzufassen und die vielen Steinpackungen des Hügel, die dem Besitzer immer neue Werte durch Abgraben verhießen, als den verborgenen Reichtum zu erkennen. Jahraus, jahrein wurden Steine aus dem „Königsgrab“ genommen. Das Dorf Seddin erstand aus dem Brandschutt wieder, der Bahnhof Berleberg und die nach ihm führende Landstraße und manche Scheune auf dem Felde wurde von ihnen erbaut.

Da führte der Zufall die Eröffnung der Steinkammer herbei. Der erste Sarg — die Leichenbrand enthaltende Bronzeurne — wurde von einem tönernen Riesengefäß umschlossen, dessen Deckel durch Tonnete regelrecht verschlossen war, und als dritter Sarg diente die neuneckige, aus aufrecht gestellten, mit bemaltem Lehmewurf geschmückte und von übertragenden Steingeschieben gedeckte Steinkammer. Angesichts dieser Genauigkeit der Überlieferung ist kein Zweifel angebracht, daß ein Fürst, vielleicht der gewaltigste, den Norddeutschland in vorgeschichtlicher Zeit gesehen hat, mit seiner Gattin und ihrer Magd — denn es fanden sich noch zwei Urnen mit den Brandresten und Schmucksachen zweier weiblicher Personen — hier beigesezt waren. Daß sie nicht zu den gewöhnlichen Sterblichen gehören, erzählen neben der Sage die Stein- und Erdmassen, die man auf etwa 30 000 cbm Inhalt berechnet hat, beweisen auch die reichen Waffen und Schmuckbeigaben aus Bronze, die eine ungefähre Zeitangabe ermöglichen.

Wer war es? Kein Heldenlied, kein Zeuge, kein Name sagt es; denn der Name Hinst ist sicher nur eine örtliche Übertragung irgendeines geschichtlichen Heinrich — vielleicht des Löwen — auf diese Stätte. Nur die Sage, die unsichtbar die Schöpfungstage unsrer Erde mit der Gegenwart verknüpft, erzählt von einem

Fürstenleben, das nach den Fundstücken spätestens im 6. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung — wahrscheinlich aber noch früher — abschloß.

Der rote Adler.

74. Twee Pirower.

De Englänner hat een'n Sparr'n,
de Franzos moht sich to'n Marr'n,
de Berliner hot een grot Mul,
de Pirower — de is mulful.
Gens föhrt de Bullbur Krijschon Schmot
mit sinen Rower¹⁾ Ganner Klot
noh d' Stadt. Se har'n²⁾ de Hän'n sich drückt,
har'n beten an de Müzen rückt
un wären stegen³⁾ in d' Kalesch.'
As se nu kemen ran noh Bresch,
wo en Slag Weiten⁴⁾ wär to sehn,
säb⁵⁾ Schmot
to Klot:

„De Weiten, de steiht⁶⁾ schön!“
Bur Klot kilt⁷⁾ sich den Weiten an,
un Schmot, de tippt de Pärde⁸⁾ bet an,
un beid, de föhrn⁹⁾ so sachten¹⁰⁾ fort,
doch keener seggt een Wort.

Singt wo een Lerch sich in de Höcht¹¹⁾,
kilt jedwer noh, un jedwer söcht¹²⁾,
un beid, de föhrn so sachten fort,
un keener seggt een Wort.

Löppt mol een Hosen¹³⁾ öwern Weg,
so kiten s' noh, bet he is weg,
un beid, de föhrn so sachten fort,
un keener seggt een Wort.

Gen Handwerksbursch kem bi se ran
an'n Wog'n, spröf¹⁴⁾ um een Gaw se an,
un beid, de föhrn so sachten fort,
un keener seggt een Wort.

¹⁾ Nachbar; ²⁾ hatten; ³⁾ gestiegen; ⁴⁾ Weizen; ⁵⁾ sagte; ⁶⁾ steht; ⁷⁾ guckt;
⁸⁾ Pferde; ⁹⁾ fahren; ¹⁰⁾ langsam; ¹¹⁾ Höhe; ¹²⁾ sucht; ¹³⁾ Hase; ¹⁴⁾ sprach.

Doch as je kom'n noh Berl'berg ran,
wo'n schönen Weitenflag füng an¹⁾,
seggt Klof
to Schmok:
„De o f!²⁾“

Hermann Gräbte.

75. Die beiden Frauen zu Aulosen.

Vor vielen hundert Jahren lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder; aber weil er sehr fromm und gottesfürchtig war, so ließ er alles im Stich und zog mit den deutschen Herren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen.

Dort ging es ihm indes sehr schlecht. Er wurde gefangen und als Sklave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in dem er arbeitete, sah ihn und hatte ihr Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleid mit seinem Unglück, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte das alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin mit seinem ganzen Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er durch ihre Hilfe hoffen konnte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimat wiederzusehen. Deswegen versprach er ihr, sie neben seiner Gemahlin zu heiraten, wenn sie ihn befreien und zum christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Sie entfloh glücklich mit ihm aus seiner Sklaverei. In Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade am Grünen Donnerstag des Mittags, als der Ritter mit der gewesenen Türkin auf seinem Schlosse zu Aulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen am Mittagstisch und aßen Erbsen und Stockfisch. Sie freuten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wiedersehen, den sie

¹⁾ anfang; ²⁾ der auch.

tot geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten, verträglichsten Freundinnen und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildnis der Türkin wird noch unter den Jagowischen Familiengemälden gezeigt, sie ist danach ganz ausnehmend schön gewesen. Sie ist, wie man sagt, zu Großen-Garz begraben; in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man noch ihren einbalsamierten Körper. Auch zeigt man dort zwei Leichensteine, auf welchen zwei weibliche Figuren ausgehauen sind; das sollen die beiden Frauen dieses Ritters sein.

Der Ritter stiftete zum Andenken an seine glückliche Heimkehr auf den Grünen Donnerstag eine Armenspende, daß alle Armen, soviel deren sich einfänden würden, auf dem Schlosse mit Erbsen und Stockfisch, welche seine Familie bei seiner Rückkehr gegessen, gespeiset werden und ein Stück Speck und Brot mit auf den Weg bekommen sollten. Noch vor nicht langen Jahren war dieses Bettlerfest so besucht, daß an die fünfhundert Armen dahin wallfahrteten. J. D. S. Lemme (Die Volksjagen der Altmark).

76. Die weiße Taube.

Eine Spreewaldsage.

Um's tote Kindlein die Mutter weint,
das längst mit den Engelchen ist vereint;
sie hat tags und nachts keine Ruh',
klagt immerzu.

Und ob sie Blümchen im Lenze sieht,
ob's Vögelchen fort nach dem Süden zieht,
und ob Mond, ob Sonne scheint, —
sie klagt und weint.

Da schwebt herab von dem Himmelszelt
ein Täubchen nach dieser Erdenwelt;
zu der Mutter Kämmerchen hin
sieht man es ziehn.

„Der Herrgott, Mütterchen, will es nicht,
daß Sorge um mich dir dein Herz zerbricht;
laß das Klagen fernerhin sein,
sonst leid' ich Pein!“

Die Mutter weinet und jaget nicht mehr.
Doch anderen Tags klingen bang und schwer
in das Land die Glocken hinein
ums Mütterlein.

Im Himmel sitzt sie und sitzt beim Kind
und koset und herzt es sanft und lind:
„Nicht die Sorge brachte dir mich,
aus Lieb' ging ich!“

Max Bittrich.

77. Der Graf von Lynar und der Schlangenkönig.

Die Schloßherren von Lübbenau sind Grafen von Lynar. Als der erste Lynar nach Lübbenau kam, war er arm. Damals lebten in und um Lübbenau eine unendliche Fülle von Wasserschlangen, sogar geflügelte darunter. Sie besaßen einen Schlangenkönig, der trug auf seinem Kopfe zwei gebogene Haken, die eine elfenbeinerne Krone umschlungen hielten. Diese Krone aber war von unschätzbarem Werte; wer sie erbeutete, der kam zu ungeheuern Reichtümern. Das hörte der erste Lynar, der ein kühner Ritter war. Er wußte, daß der Schlangenkönig mit seinem Gefolge zuweilen an das Land geschwommen kam, um auf einer grünen Insel im Sonnenschein zu schlafen. Dabei pflegte er dann regelmäßig die Krone abzunehmen und auf einen weißen Gegenstand zu legen. Der mutige Lynar breitete deshalb ein weißes Tuch auf dem Rasen aus und versteckte sich mit seinem Pferde in einem nahen Gebüsch.

Bald kam denn auch der Schlangenkönig mit seinem Gefolge an das Ufer, legte die Krone auf das ausgebreitete Tuch, spielte im Sonnenschein und schien endlich einzuschlafen. Jetzt sprang der Graf hervor, faßte blitzschnell das Tuch an allen vier Zipfeln, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Doch ein furchtbares Pfeifen und Bischen brauste hinter ihm her. Sämtliche Schlangen schossen wütend dem kühnen Räuber nach. Schon glaubte er sich verloren, denn eine hohe Mauer hemmte seine Flucht. Doch sein Pferd setzte mit mächtigem Sprunge hinüber, und der Graf war gerettet.

Zum Danke dafür, daß er so reich geworden war, ließ er in sein Wappen eine Mauer nebst geringester Schlange auf-

nehmen, und noch heute trägt der Schloßherr eifrigst für die Erhaltung der zahlreichen, schönen Ringelnattern Sorge, die zur Zeit des Sonnenscheins auf Wegen und Beeten des Schloßparks spielen.

August Trinius (Märkische Streifzüge).

78. Die Weiber von Drossen.

Die gute Stadt Drossen war in tausend Angsten. Der beute gierige und ausschweifende Herzog Hans von Sagan, den sie auch den „bösen Hans“ nannten, hatte sie bedroht, weil angeblich einer der Mannen des Herzogs von der Stadt gefangen gehalten wurde. Da aber der Rat von Drossen nicht das geringste von einem solchen Gefangenen wußte, konnte er diesen auch nicht ausliefern und weigerte sich, das verlangte Sühnegeld zu zahlen. Da ritt der Herzog, dem es nur auf einen Vorwand zur Plünderung ankam, mit einem Haufen Gewappneter gegen die Stadt, und so stark war der Anprall, daß der Rat schon alles preisgeben wollte, um nur das nackte Leben zu retten.

Da kam er aber bei den Frauen schön an. Die waren auch zusammengetreten und hatten Beratung gepflogen, und bald eilten alle nach den Stadtmauern, wohin sie große Kessel mit siedendem Brei trugen. „Macht Platz, ihr Männer!“ ertönte es aus der Frauen Munde, „wir wollen dem Mordbuben die Hölle heiß machen.“ Da gossen sie über die Brustwehr der Mauer den zischenden Brei, daß er sich wie Lavaströme über die anstürmenden Feinde ergoß. Die flohen alle in wilder Hast und mit schrecklichen Wunden bedeckt auseinander, ohne sich weiter um den Herzog zu kümmern. Auch dieser erhielt seinen Lohn mit einem Kübel voll heißen Breis, daß er querfeldein ritt und nie wieder daran dachte, mit der Stadt Drossen in Fehde zu treten. Von jenem Geschehnis soll aber das alte märkische Sprichwort herrühren: „Der Hans hat sich das Maul verbrannt.“

Paul Kunzendorf (Sagen der Provinz Brandenburg.)

79. Der Riese von Züllichau.

Das Stadtwappen von Züllichau zeigt von altersher einen Riesen auf einer Mauer zwischen zwei Türmen sitzend, der zur Wehr eine Lanze in der Hand hält. Dieses Bild ist gestiftet zur

Erinnerung an den furchtbaren Riesen, der einst in grauer Vorzeit auf dem benachbarten Mohlfauer Berge gefessen und schrecklich gehaust haben soll. Den Bauern stahl er ihre Kinder und Schafe, und als er davon nichts mehr fand, nahm er ihnen die Frauen und Töchter weg. Da entstand großes Wehklagen unter dem Volke ringsum. Aber niemand wagte, dem Riesen zu Leibe zu gehen; denn er war von wilden Bären und Wölfen bewacht und trug beständig einen scharfen Speer von sechzig Fuß Länge in der Hand.

Als aber der Riese einmal soweit ging, auch eine junge und schöne Königstochter zu rauben, da erwachte die Rache der Bedrängten, daß überall im Lande ein Aufruhr entstand, und alt und jung gegen den Riesen und seine Burg zu Felde zog. Viele der Tapferen wurden zwar erschlagen; aber schließlich erlag der Riese doch, nachdem ein Giftpfeil ihm in das Stirnauge gedrungen war. Sein Riesenleib wurde an derselben Stelle, wo er verendet, begraben, und auf wie neben seinem Hügel entstand später eine Ansiedelung, aus welcher die Stadt Züllichau hervorging. Obgleich man dem Riesen nur Schlechtes zu verdanken hatte, wurde ihm doch die große Ehre zuteil, sein Bildnis in dem Stadtwappen von Züllichau verewigt zu sehen.

Paul Kunzendorf (Sagen der Provinz Brandenburg).

80. Kloster Chorin.

1. Das Kloster Chorin hat nicht immer an der Stelle gestanden, wo man noch jetzt die schönen Ruinen desselben sieht; sondern es lag ehemals in der Nähe des großen Paarsteinschen Sees auf dem Rosmarinberge. Warum es aber von dort fortgekommen ist, weiß man nicht.

Als nun das neue Kloster an dem Mariensee gebaut wurde, da haben sieben Baumeister lange Jahre daran gearbeitet, bis sie endlich das herrliche Werk vollendet sahen. Es war aber auch eine gar schwere Arbeit, indem sie auch einen weiten unterirdischen Gang nach dem Kloster zu Angermünde bauten. Das Bauwerk hat dann lange Zeit gestanden in seiner Pracht, bis es endlich mit allen Gebäuden, die darum und daran sind, auf ewige Zeiten verwünscht worden ist.

2. Von da an sind die Unterirdischen darin eingezogen. Die kommen bald hier, bald dort in ihrer grauen Kleidung und mit dreieckigem Hute zum Vorschein. Aber nicht jeder kann sie sehen, sondern nur Sonntagskinder und andere Begabte.

Einen Böttcher haben sie einmal zu sich heruntergeholt, der ihnen neue Bänder um ihre Fässer legen mußte. In der Nacht nämlich hatte es ihn mehrere Male gerufen, er solle sich mit seinem Handwerkszeug zu der und der Stunde an der und der Stelle einfinden. Als er dorthin kam, fand er ein kleines Männlein; das redete ihm freundlich zu, es werde ihm kein Leid geschehen, er solle nur alles tun, was man von ihm verlange. Da hat es ihm denn die Augen verbunden und ihn mit hinuntergenommen; so viel merkte der Böttcher nur, daß durch einen langen Gang der Weg führte. Als man nun am Ziele war und ihm die Binde abgenommen wurde, befand er sich in einem geräumigen Keller, in dem eine Menge solcher kleinen Leute mit den verschiedensten Dingen beschäftigt waren. Sie sprachen jedoch kein Wort. An den Wänden herum aber standen zwölf große Fässer, an die mußte er neue Bänder legen. Dabei erhielt er die Erlaubnis, von jedem der zwölf Goldhaufen, die bei den Fässern lagen, einen Teil als Bezahlung mitzunehmen. Darauf wurde er so zurückgeführt wie er gekommen war. Bald fand er sich wieder an der Stelle, wohin ihn die Stimme gerufen hatte, und daß alles Wirklichkeit gewesen war, sah er an dem Schatz, den er bei sich hatte.

3. Auch eine weiße Frau läßt sich öfters des Nachts in den Ruinen sehen, mit einem großen Schlüsselbund an der Seite, weshalb die Leute sie auch die „Utgebersche“ (Ausgeberin) nennen. Gewöhnlich trägt sie gelbe Pantoffel. Einige sagen, jetzt komme sie nicht mehr; sie sei verschwunden, weil ihr einer einmal nachgerufen habe: „Kie!, di hät ja gele Tüffel an!“

4. Wie das Kloster verwünscht wurde, da sind übrigens auch die Frösche in dem daneben gelegenen kleinen Mariensee verwünscht worden. Daher kommt es, daß, so viele es deren auch dort gibt, man doch nie ein Gequak vernimmt. Andre behaupten freilich, das sei schon zur Zeit der alten Mönche geschehen. Da hätten die Frösche oft durch ihr Gequak die Andacht im Kloster gestört, so daß die frommen Brüder Gott gebeten hätten, sie

verstummen zu machen. Das sei denn auch geschehen. Wie dem aber auch sei, man hört in der Kunde keinen Frosch, so viel es deren dort auch gibt.

Wilhelm Schwarz

(Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg).

81. Der Anker in der Angermünder Kirche.

Alte Leute erzählen, daß einst vor vielen hundert Jahren über der Stadt, die jetzt Angermünde heißt, ein schweres Gewitter tagelang stand und nicht weichen wollte. Endlich kam die Sache den Leuten doch zu sonderbar vor, und der Rat schickte den Türmer auf den Kirchturm hinauf, damit er nachsehe, ob das Gewitter vielleicht an der Kirchturmspitze sich festgehaft hätte und darum nicht weiterziehen könne.

Wer beschreibt nun des Mannes Erstaunen, als er im Schallloch einen Anker sitzen sieht, von dem aus eine schwere eiserne Kette in die Wolken zu einem Schiff hinaufging. Schnell wurde nun die Kette mit einem scharfen Beile gekappt, und von Stund an verzog sich das Gewitter in eine andere Gegend.

Der Anker aber ist zum ewigen Gedächtnis in der Kirche aufgehängt worden, und nach ihm hat die Stadt ihren jetzigen Namen Angermünde erhalten.

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Varnim und Uckermark).

82. Der Schäfer vom Döllentrug.

An der Heerstraße, die von Berlin in nördlicher Richtung nach Prenzlau führt, liegt etwa acht Meilen von Berlin ein einsames Gehöft: der Döllentrug. Meilenweit erstreckt sich von diesem Gehöft aus hoher Kiefernwald fast nach allen Richtungen hin; nur an vereinzelt Stellen zeigen sich Lichtungen, die mit kleinen Seen oder Morästen ausgefüllt sind. An einem dieser Seen liegt der Döllentrug und daneben ein Chauffeehaus. Unmittelbar hinter diesen Gebäuden liegt der See.

Ein Schäfer pflegte die sparsame Weide, welche die Feuchtigkeit der Seeufer aus sonst trockenem Boden hervorlockte, mit seiner Herde aufzusuchen. Nur gerade in der Mitte des Seeufers wuchs schönes Gras; die beiden lang ausgestreckten Flügel des Sees

waren arm und dürr. So seufzte denn der arme Hirt an heißen Sommertagen gar häufig und grübelte, warum nach der Mitte des Sees nicht eine Furt den Durchgang gestatte zur Erleichterung von Hirt und Herde. Solche Stimmung war aber dem Teufel eben recht zur Versuchung. Die Sonne brannte herab; der Schweiß stand dem Schäfer auf der Stirn, und der Weg um den See war weit. Die Schafe gingen langsam, und der Hund war gegen seine Gewohnheit lässig. Da versprach der Teufel: Bis zum anderen Morgen in der Frühe zum Hahnenschrei sollte ein Damm durch den See geführt sein, wogegen der Schäfer seine eigene Seele und auch die seines Hundes verschreiben mußte. Nach Sonnenuntergang sollte die Arbeit beginnen.

Schon zeigte sich der erste graue Schimmer der Dämmerung; da krächte der Hahn, aber früher als sonst. Auch die Frau des Schäfers erwachte und erstaunte über den frühen Hahnenruf. Schlaftrunken erinnerte sie sich, die Thür des Hühnerstalles offen gelassen zu haben. Sie fand denn auch, als sie untersuchte, daß der Hund durch die offene Thür gedrungen war und den Hahn geweckt hatte. Als nun der Morgen angebrochen war, trieb der Schäfer wie gewöhnlich an den See, freilich mehr tot als lebendig. Denn siehe! die Arbeit des Satans war fast vollendet. Eine Landzunge führte mitten durch das Wasser und näherte sich dem anderen Ufer bis auf wenige Schritte. Aber dieser schmale Raum war so tief, daß er kaum ergründet werden konnte. Ein Stück Papier lag in der Nähe des Ufers im Wasser und erwies sich als der verhängnisvolle Vertrag, den die Krallen des Teufels zerrissen hatten. Der Hahnenruf hatte den Teufel vorzeitig verjagt und der treue Hund den Schäfer gerettet.

Gustav A. Ritter (Deutsche Sagen).

83. De Schatzhund beim Dreese.

In de Blankenburgsch Heid licht en See. Al un jera secht to dän See — Dreese. So hit he freilich nich, he hit hochdüetsch — Dreiecksee. Nich wiet va dissen See het sich vör olle Tiden wunnalich Jeschicht todroyen: Gürjen Feitsch füat ens et Obens, as et schumrig wären wul, metten Fua Holt bi dän See vabi. Rünt doa en grotten Nota bi em un löpt ümma bi en hea un kift em met si glögnig Dien so recht pral an. As a so en Tietlant bi em

lopen had un up so en etwas frien Platz an en Wech kam, rüpt he met ens: Nim! nim! — Feitsch naem si Pietsch un haut no dāna Kōta; de öwast schpringt em no en Kop, rit em sien Got af un rüpt ümma werra: Nim! nim! — As Gürjen Feitsch ümma dülla no dān Kōta schleit, löpt a wech va em un midden rup up dān frien Platz. Doa set he sich bien groten Kasten nerra un schricht ganz erbermlich: Nim! nim!

Gürjen fengt an to grulen. He knapt si Bead an un füat wira. Kuem is a twintig Schrit vabi, doa höat a et unna in de Gad klingen, as wen luta Felt uetschüt wat. He kift sich üm no dān Kōta un Kasten. De öwast vaschwunnen vör si sichtlich Djen. Dān Kōta höat a öwast noch recht jemmalich schrien:

Gürje, wiaßt du doch beakoem,
un hädst du dissen Schaz metnoem,
den küßt du di int Füestken lachen!
Nu müd ik hia noch hunnat Joa
dät schöne blanke Felt bewachen.

Du müßt weten: Al hunnat Joa up dissen Dotum schteit de Kasten met Felt e Shtun lank öwat Gad up dis Shtel, un ik müdden so lang bewachen, bis ena üm dissen Glodenschlach künt un en to sich nimt. Schoed, dät du mi nich erlöest hest. Duech mi dān Zefallen, un kum no hunnat Joa uppen Johansdach werra hiahea, un moek di Sach besa.

George Feitsch is nu a lang doet, un de arm Kōta töewt noch uppen enna Glückskint, dät em erlösen sal.

Rudolf Schmidt

(Sagen aus Varnim und Uckermark).

84. Sagen vom Markgrafen Hans.

1. Vor alter Zeit hat in Schwedt Markgraf Hans gelebt. Der ist ein großer und gewaltiger Herr gewesen und hat große und wunderbare Taten verrichtet, die man noch allerorten in der Uckermark zu erzählen weiß. Viele sagen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und von dem alle möglichen Zauberkünste erlernt. Andere aber erzählen, es sei in Schwedt ein Mann namens Schulze gewesen; von dem habe er seine ganze

Zauberei überkommen, und als er nun alles gewußt, da habe er ihn gern über Seit' haben mögen und deshalb Gelegenheit zum Hader mit ihm gesucht. Als er dann diese eines Tages gefunden, hat er seine mit goldenen Kugeln geladene Flinte ergriffen und sie auf den Schulze abgeschossen. Der ist aber ruhig stehen geblieben, hat die Kugeln mit der Hand aufgefangen und lächelnd gesagt: „Dat Stück hebb' id' för mi behollen!“ Da hat der Markgraf eingesehen, daß Schulze doch noch über ihm sei und hat sich wieder mit ihm vertragen.

2. Einstmals fuhr Markgraf Hans bei Prenzlau quer über den Uckersee. Da kam ein Bauer des Weges gefahren, der dachte: „Wo der mit seiner großen Kutsche durchkommt, kannst du ja wohl mit deinem Leiterwagen auch durch.“ So trieb er denn die Pferde an, und hui! ging's im raschen Fluge über die Ucker, immer hinter dem Markgrafen her. Als sie nun am andern Ufer ankamen, sah er sich um, weil er doch sehen wollte, wie groß die Strecke sei, die sie zurückgelegt hatten. Aber im Augenblick sanken die Hinterräder seines Wagens, die noch auf dem Wasser waren, tief ein. Die Pferde jedoch standen bereits auf dem Trocknen und zogen den Wagen glücklich heraus. Jetzt sah sich auch Markgraf Hans um, erblickte den Bauer und sagte: „Diesmal habe ich dich mit herüber genommen; aber probier's nicht wieder, sonst möcht' es so gut nicht ablaufen.“

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Barnim und Uckermark).

85. Die versunkene Stadt im Paarstein.

Im Paarsteiner See in der Mark, der sich weit hinzieht, soll einst eine große Stadt durch eigene Schuld der Bewohner untergegangen sein.

Es fehlte den Bürgern dieser Stadt nämlich schon lange an gutem Trinkwasser. Sie hatten zwar schon viele Brunnen gegraben, aber immer nicht ihren Wunsch erreicht. Da kam ein Zauberer und grub ihnen einen schönen, tiefen Brunnen, dessen Wasser hell und klar war. Aber er fügte zu dem Geschenk gleich noch die Warnung, daß sie den Brunnen jeden Abend sorgfältig zudecken sollten. Das taten sie denn auch jahraus, jahrein. Aber einst, wie es kam, weiß man nicht, wurde es vergessen. Da fing

die Flut des Brunnens plötzlich an emporzuwallen und stieg immer höher und höher und verschlang die Stadt samt allen Bewohnern; das Wasser aber trat weiter aus und bildete zuletzt den großen Paarsteiner See.

Einige erzählen auch, die Stadt hätte sich noch über den jetzigen See hinaus und zwar bei Pälitz vorbei in die Heide hinein erstreckt. Auf dem Pälitzer Werder hat das Schloß gestanden, und man kann noch die Spuren des Gemäuers dort sehen. Im Wasser erblickt man auch noch zuweilen bei hellem Wetter den Kirchturm und hört das Läuten der Glocken aus der Tiefe herauf.

Wilhelm Schwarz

(Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg).

86. Woher Strausberg seinen Namen hat.

Die Stadt Strausberg soll ihren Namen von dem Straussee, an dem sie liegt, haben, und der heißt so, weil er ganz die Gestalt wie der Vogel dieses Namens hat. Man möchte zwar meinen, daß die langen Beine fehlen; aber auch die sind da, wenn man nämlich die beiden alten Gräben ansieht, die an der Stadt sind.

Wie nun auch der Name der Stadt entstanden sei, vom Vogel Strauß soll er, wie alle Strausberger sagen, bestimmt herkommen. Denn auch Angelus, der daher gebürtig war, erzählt in seinen märkischen Annalen: „Etliche haltens dafür, daß Strausberg den Namen habe von dem großen ungeheuern Vogel Strauß und sagen, daß an dem Orte der Stadt, dem man eine lange Zeit bis nun hero den Buchenhorst genennet, viele große gewaltige Buchbäume gestanden, darin sich der Vogel Strauß gehalten habe.“

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Varnim und Uckermark).

87. Koboldgeschichten von Strausberg.

Es soll in Strausberg noch vor kurzer Zeit manchen gegeben haben, der einen Kobold hatte und durch ihn ein reicher Mann geworden ist. Aber in früheren Zeiten ist die Anzahl solcher Leute noch viel größer gewesen. Da war auch einmal ein Weber, der immer volllauf zu tun hatte. Wenn er nun die Arbeit abends

noch ganz unvollendet verließ, so war sie gleichwohl frühmorgens immer fertig; aber kein Mensch im Hause wußte, wie es kam, bis endlich einmal ein Mädchen, das bei ihm diente, durch eine Ritze der Stubentür schaute. Da sah sie denn zwei Ziegenböcke am Webstuhl sitzen, die waren in der besten Arbeit begriffen, und am andern Morgen war dann auch alles, wie gewöhnlich, vollendet.

Einem andern Mädchen war von der Frau verboten worden, auf den Boden zu gehen, wohin diese sich gewöhnlich selbst zu begeben pflegte. Als das nun wieder eines Tages geschah, konnte das Mädchen seine Neugierde nicht länger zügeln, versteckte sich auf dem Boden und sah dort, wie die Herrin mit einem Teller voll Milch in die Bodenkammer trat. Sofort kam ihr ein kleines, rotes Männchen entgegen, machte sich über die Milch her und trank sie bis auf den letzten Tropfen aus. Da sah denn das Mädchen ein, warum ihr die Frau verboten hatte, auf den Boden zu gehen: das rote Männchen war ein Kobold.

Da war auch einmal ein Mann in Strausberg, der hieß Brinzlaw, und weil ihrer viele des Namens hier waren und dieser einen Kobold hatte, nannte man ihn zum Unterschied den Koboldprinzlaw. Er war aber so reich, daß er sagte, er könne den Weg von seinem Hause bis zur Kirche mit lauter harten Talern pflastern, und das war ein tüchtiges Stück. All diesen Reichtum hatte ihm aber sein Kobold gebracht, den man oft genug in seinen Schornstein hineinfliegen sah, und zwar war er rot, wenn er Geld brachte, aber blau, wenn er Korn brachte. Als der Mann nun Geld genug hatte, ward er des Kobolds überdrüssig, setzte ihn in eine Kiepe und trug ihn über einen Kreuzweg fort, wo er ihn ausschüttete und dann ruhig seiner Wege ging. Tags darauf kam ein Strausberger Schuhmacher des Weges, der wenig Arbeit und kein Geld hatte. Wie der an den Kreuzweg kommt, sieht er da einen Vogel sitzen, etwa so groß wie eine Elster und mit roten und schwarzen Federn, der ruft immer: „Ich bin herrenlos, ich bin herrenlos!“ Da dachte denn der Schuhmacher, er könne ihn ja wohl mit sich nehmen, fing ihn und trug ihn nach Hause. Das hat dann auch nur kurze Zeit gedauert, da ist der Schuhmacher ein reicher Mann geworden und hatte bald darauf vier Gesellen sitzen, die immer vollauf zu tun hatten.

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Barmen und Uckermark).

88. Die Erbauung von Bernau.

An der Ecke der Brauerstraße, wo fast der Mittelpunkt der Stadt ist, soll ehemals ein einzelner Krug gestanden haben. Hierhin soll einstmal's Markgraf Albrecht der Bär gekommen sein und sich einen Trunk gefordert haben. Der hat ihm so herrlich gemundet, daß er sich entschloß, an dieser Stelle eine Stadt zu bauen. Diesen Entschluß führte er auch alsbald aus. Zu dem Zwecke hat er die drei Dörfer Lindow, Schmezdorf und Lüpenitz eingehen und die Einwohner in die neue Stadt ziehen lassen. Daher haben die Felder der beiden ersten noch heutzutage ihre alten Namen, und das Lindowsche Feld besteht aus 84, das Schmezdorfsche aus 48 Hufen. Lüpenitz aber ist zu einer Heide geworden. Es muß jedoch früher ein großes Dorf gewesen sein, da sich seine Feldmark auf eine Meile erstreckt. Man sieht auch noch an allen drei Orten die Überreste der Kirchen und Kirchhöfe. Zu Schmezdorf aber hat der Magistrat ein Vorwerk angelegt. Es ist jedoch auch noch eine vierte Feldmark vorhanden mit 103 Hufen; diese heißt die Bernausche, und es ist daher wahrscheinlich, daß ehemals auch ein Dorf Bernau vorhanden gewesen ist, von dem die Stadt ihren Namen erhalten hat.

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Barmim und Uckermark).

89. Die Schlangen von Bernau.

Auf der Feldmark der Stadt Bernau findet man, so weit man das Läuten der Bürgerglocke hören kann, weder Schlangen noch Rattern. Als Grund davon gibt man folgendes an: Als vor alters jene Bürgerglocke gegossen wurde, ward dazu nach damaligem Gebrauch von den Leuten allerlei verehrt wie Gold, Silber usw. Da kam auch eine alte Frau herbei, die sagte, sie habe zwar nichts von Geldeswert, das sie zu der Glocke verehren könne, sie wolle aber doch etwas schenken, was man nicht verachten werde. Damit ließ sie eine lebendige Schlange und eine Ratter mit in den Guß hineinlaufen, mit dem Bedeuten, daß sich danach die Schlangen, die damals sehr häufig in der Gegend waren, verlieren würden. — Und solches geschah auch, sobald man mit der neuen Glocke zum ersten Male zu läuten anfang.

Als einstmals vor ungefähr 300 Jahren die Glocke einen Riß bekam, daß man nicht mehr damit läuten konnte, stellte sich das Ungeziefer wieder ein. Es verlor sich aber sogleich wieder, als im Jahre 1649 die Glocke umgegossen wurde und zum ersten Male wieder läutete.

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Barnim und Uckermark).

90. Die Glocke von Bernau.

Die Bernauer schenkten einst dem Kurfürsten eine große Glocke, die auf Rollen nach Berlin gebracht und dort im Dom aufgehängt wurde. Jeder Berliner kannte sie unter dem Namen „Die Bernauerin“. Der Wagen mit der Glocke, so erzählt man, sei auf der Straße bei dem Rathause gebrochen, und die Glocke hätte durch ihren Fall eine ziemliche Lücke in die Erde gemacht. Das Loch sei zwar oft zugehämmert worden; allein es sei die Erde mit den Dammsteinen allemal wieder gesunken, woraus man dann die Meinung schöpfte, Gott habe es nicht gewollt, daß die schöne Glocke von dem Bernauischen Gotteshause entwandt werden sollte.

Auf der Bernauer Grenze, am Gehrenberg, bis wohin der scheidenden Glocke viele Bernauer Bürger das Geleit gaben, sank das Gefährt von neuem ein, wobei die Glocke einen Ton vernahmen ließ, der wie eine tiefe Klage klang und die Zugtiere am ganzen Körper erbeben machte, so daß sie nicht weiter wollten und neue Zugtiere, an die zehn Ochsen, vorgespannt werden mußten. Von Dorf zu Dorf soll während des Transports der Glocke, die zuletzt von 20 Ochsen gezogen wurde, mit allen Glocken geläutet worden sein.

Rudolf Schmidt

(Sagen und Geschichten aus Barnim und Uckermark).

91. Die Bernauer Bierflasche.

I. Des Schusterjungen Auftrag.

1. Vor ungefähr dreihundert Jahren lebte in Kölln an der Spree ein Schuster, dessen Arbeit gelobt wurde, und der es verstand, seine Lehrjungen mit guten Lehren und mit dem Knie-riemen wacker zu unterweisen und zu tüchtigen Schuhmachern auszubilden.

Zu diesem Schuster hatte ein würdiges Ehepaar aus Bernau seinen Erstgeborenen, einen schmucken Jungen von 14 Jahren, in die Lehre getan. Die Frau Meisterin aber führte das Regiment im Hause, und so mußte der Lehrjunge denn nicht nur in der Werkstatt auf dem Dreibein sitzen und auf die Lehren des würdigen Meisters hören, sondern er wurde auch oft in der Küche beschäftigt und mußte allerlei häusliche Besorgungen ausrichten.

2. Als er einige Tage bei dem Meister war, bekamen die Schustersleute Besuch, und die Meisterin wollte Bier holen lassen. Sie nahm vom Sims also eine kupferne Flasche mit zinnerner Schraube, die einige Maß hielt. Die steckte sie dem Jungen nebst Geld in die Hand, schob ihn zum Hause hinaus und befahl ihm, Bernauer Bier zu holen und flugs wieder zurückzukommen. In der Eile hatte sie aber vergessen, ihm zu sagen, daß er das Bernauer Bier aus dem Berliner Ratskeller holen solle.

So macht sich unser Junge denn munter auf, geht mit der schweren Bierflasche die Georgenstraße entlang, durch das Georgentor und dann immer weiter nach Bernau. Unterwegs fragen ihn wohl Vorübergehende auf der Landstraße, die ihn die Flasche schleppen oder zuweilen auf einem Steine ausruhen sehen: „Junge, was machst du hier auf der Landstraße mit der großen Flasche?“ Dann erwiderte er jedesmal: „Ich lerne Schuster“ und setzte seinen Weg eifriger als zuvor fort.

Der Junge läuft zwar wacker; aber die Stunden laufen auch, und der Meister läßt endlich durch den andern Lehrjungen Bier holen. Als aber der Tag zu Ende ging und der Junge gar nicht wiederkehrte, glaubte der Meister, der Bösewicht wäre mit Flasche und Geld auf und davon gegangen. Die Meisterin aber klagte über ihre Flasche, die sie noch von ihrer seligen Mutter als Brautschaß mitbekommen hätte, und schimpfte über den Bernauer Lehrjungen.

3. Der aber war kurz nach Sonnenuntergang in Bernau angelangt. Seine Mutter erschrak gewaltig, als sie ihn unvermutet in die Stube treten sah; der Vater aber redete ihn hart an, daß er schon wieder heimkomme. Da erzählte der Junge, er sei ausgeschiedt, um in der schweren kupfernen Flasche Bier aus Bernau zu holen. Als das die Eltern hörten, klagten sie laut über die Härte des Meisters, daß er um etlicher Groschen Bieres willen das

arme Kind einen so weiten Weg geschickt hätte. Der Junge aber war müde, aß tüchtig zu Nacht und legte sich aufs Ohr.

Am andern Morgen fragte die Mutter ihren Sohn um Rat, was wohl mit ihren Schuhen zu machen sei, an denen die Absätze schief getreten und die Sohlen durchgelaufen waren. Der Junge betrachtete die Schuhe aufmerksam und sagte: „Nächsten Jahrmarkt ein Paar neue kaufen!“ Da meinte die Mutter, für die kurze Lehrzeit verstände sich der Junge schon erstaunlich aufs Schuhwerk, und sie beschloß, seinem Rate zu folgen. Dem Vater aber redete sie zu, doch etliche Meilen mitzugehen, damit dem armen Kinde die Last nicht gar so schwer werde.

4. So machten sich die beiden denn auf den Weg nach Berlin, der Junge mit dem Vater und der Vater mit der kupfernen Bierflasche. Eine Meile vor Berlin lehrte der Vater um, und der Junge nahm die Flasche, die er nur mühsam fortschleppte und aus einer Hand in die andre wandern ließ. Kurz vor der Stadt kommt ihm der andre Lehrjunge seines Meisters entgegen, der einige Paar Stiefel über Land zu tragen hatte. Als der ihn sieht, fragt er ihn, wo er herkomme. Unser Schusterjunge antwortet, er bringe das Bier, das er aus Bernau für den Meister geholt habe. Da fängt der andre an zu lachen und sagt: „Na, du wirst redlich mit dem Knieriemen empfangen werden, wenn du nach Hause kommst. Aus dem Rathauskeller solltest du ja das Bier holen, und weil du nicht wiedergekommen bist, denkt der Meister, du wärest mit dem Gelde und der Flasche durchgegangen. Geh nur nach Hause, die Meisterin ist arg böse, du wirst es schon erfahren!“ Damit läuft der Junge seines Weges einen Fußsteig querfeldein.

II. Vom Schusterjungen zum Rittmeister.

1. Der arme Schusterjunge sah nun den Fehler ein, den er begangen hatte, und war voller Angst vor der Strafe. Er stand eine Zeitlang und überlegte mit Zagen, was wohl am besten zu tun sei. Endlich beschließt er, weder nach Berlin noch nach Bernau zurückzukehren, da ihn dort nur der Knieriemen, hier Beschämung über seine Dummheit erwarte, die er um so schwerer ertragen könne, als die Eltern eine so gute Meinung von seiner Einsicht gehabt hätten. Die Flasche mit dem Bier aber kann er

nicht mitnehmen. So vergräbt er sie denn unter dem dritten Baume vom Schlagbaum links an der Landstraße. Dann nimmt er seinen Weg an Berlin vorüber und läuft bis nach der schlesischen Grenze, an sechzehn Meilen und leicht auch darüber.

2. Bettelnd hilft er sich weiter. Ein kaiserlicher Offizier nimmt ihn, nachdem er mancherlei erlebt hat, in seine Dienste; der Junge führt sich allezeit gut. Als er mehr herangewachsen ist, wird er Soldat, und zwar ein kaiserlicher Reiter. Er geht mit nach Ungarn und wird Unteroffizier; ja, er hat das Glück, Offizier und schließlich sogar Rittmeister zu werden. In vielen Kämpfen gegen die Türken hat er sich ausgezeichnet; sein Leib ist mit Narben bedeckt.

III. Zurück nach Berlin.

1. Achtzehn Jahre sind verflossen, da beschließt unser Rittmeister, seine Heimat einmal wieder zu besuchen. Er nimmt Urlaub und kommt auch richtig in Berlin an. Er kehrt in einem großen und schönen Gasthause in der Breiten Straße ein, und da ihm sein früherer Meister wieder einfällt, läßt er nachfragen, ob er noch am Leben sei. Er erhält den Bescheid, der Meister sei zwar noch nicht verstorben, mit dem Handwerk aber stände es übel. Er habe fast gar keine Gesellen mehr und bringe sich nur kümmerlich durch.

2. Der Rittmeister machte sich auf den Weg, fand auch richtig noch Straße und Haus und trat ein. Mit vielen Büchlingen kam ihm ein alter, gebeugter Mann entgegen, den er erst gar nicht als seinen früheren Meister erkennen konnte. Von der Ofenbank hinterm Spinnrade aber erhob sich ein krummes Mütterchen, knickte sehr viel, wischte den Sessel, auf den sich der Herr Rittmeister setzen sollte, wieder und wieder mit der Schürze ab und machte tausend Entschuldigungen, daß das Polster so eingesehen, der Überzug so verblichen und gar nicht passend für einen so vornehmen, weit gereisten Herrn sei. Dann kroch sie zurück zum Spinnrade. Der Rittmeister ließ sich von dem Meister ein Paar Stiefel anmessen. Das Geschäft ging langsam vonstatten, denn des Meisters Augen waren nicht mehr recht hell. Da fragte ihn der Rittmeister, ob er nicht einst, es könnten wohl

achtzehn Jahr her sein, einen Lehrjungen aus Bernau gehabt hätte. Der Meister konnte sich nicht mehr recht besinnen, aber hinter dem Spinnrade tönte es hervor: „Ja, Herr, so lange kann's hergewesen sein um vergangenen Herbst, daß wir einen Lehrjungen aus Bernau hatten. Der Racker! Der Dieb! Der Spitzbube! Wer weiß, an welchem Galgen der verwittert; hat er mir doch meine kupferne Bierkanne gestohlen!“ — „Meisterin,“ rief der Rittmeister, „die Ehrentitel schenke ich Euch, denn daß Ihr es nur wißt, der Schusterlehrling aus Bernau bin ich.“

3. Dem Meister fiel das Maß aus der Hand; die Meisterin aber stand auf, knickte und sprach, der Herr wolle nur seinen Spaß treiben mit ihnen. Solches könne ja wohl nicht gut sein, und sie würde es nimmermehr glauben.

Der Rittmeister lächelte und erbot sich, Beweise zu geben. Er nahm den Meister mit und noch einige Neugierige von den Nachbarn, die zusammengelaufen waren, als sie den stattlichen Offizier in das Haus hatten gehen sehen. Sie kamen vor das Georgentor an den Schlagbaum. Der Rittmeister zählte bis zum dritten Baum vom Schlagbaum links an der Landstraße, ließ einen Spaten bringen und aufgraben, und siehe, da stand die kupferne Flasche, ganz wie er sie hingestellt, als er Berlin den Rücken gekehrt hatte.

Nun konnte auch der Meister keinen Zweifel mehr hegen, und alle gingen wieder zurück in des Meisters Haus. Der Rittmeister schritt voraus mit der Bierflasche; er behauptete, um ein ehrlicher Mann zu sein, müsse er die Flasche, wie ihm vor achtzehn Jahren befohlen sei, dem Meister ins Haus tragen.

4. Dort wurde nun angesichts aller die zinnerne Schraube von der kupfernen Flasche genommen. Von dem Biere hatte sich etliches verzehrt, der Rest aber war mit einer dicken Haut bewachsen. Als aber der Rittmeister das Bier kostete, hat er es so gut befunden wie nur irgendein Bier auf der Welt; ja, er meinte, man könne Kranke damit laben und gesund machen. Darauf hat er auch den Meister und die Nachbarn davon kosten lassen, und alle konnten das Bier nicht genug bewundern und loben.

Ob der Rittmeister seinen Vater und seine Mutter zu Bernau noch wohl und am Leben angetroffen, wissen wir nicht, doch wollen wir es ihm von Herzen wünschen.

5. Aus der Geschichte können wir aber mancherlei gute Lehren ziehen: Man soll niemand für gering ansehen, weil man nicht weiß, was aus ihm noch werden kann. — Man soll seine böse Zunge hüten. — Man soll neuem Gesinde alles ganz deutlich sagen, was es zu tun hat, und nicht denken, sie wüßten es schon oder könnten leicht begreifen, wie es gemeint sei. Endlich trifft nicht immer das Sprichwort zu: Schuster, bleib bei deinem Leisten!

Nach Gustav zu Putlitß (Bearbeitet von Walther Rohl).

92. Die Achtenhagens in der Sage.

1. Henning von Jagow, „klein an Gestalt, aber hoch an Gemüt,“ war, nachdem er sich verdient oder unverdient die Ungnade des Markgrafen zugezogen hatte, aus dem Lande verbannt worden. Ein Preis stand auf seinem Kopf. Jagow wollte indessen nicht gern das Land verlassen, an dem er hing, und zog sich bis an die Oder in die Sumpf- und Waldgebiete zurück, die damals die Ostgrenze des markgräflichen Besitzes bildeten, also aller Wahrscheinlichkeit nach in die Berge und Brüche der Freienwalder Gegend. Hier lebte er mit andern Verbannten und Ausgestoßenen das Leben des Geächteten, ungerkannt, namenlos, aber sicher im Schutze der Wälder. Es war ein Leben voll Kampf und Gefahr, voll Freiheit und Übermut. Aber unser Jagow trug doch schwer daran; denn es zog ihn unter die Menschen und in die Nähe des Markgrafen zurück, und seine Seele trachtete mehr und mehr nach einer Gelegenheit, sich die Gunst seines Herrn, den er liebte, neu zu erwerben.

Und diese Gelegenheit bot sich endlich. Es kam zu einem Kriege mit den Pommern, und um Freienwalde herum stießen die Heere des Pommerherzogs und des Markgrafen aufeinander. Man focht Mann gegen Mann, und der Sieg neigte sich schon den Pommern zu, als Jagow aus der Waldestiefe mit seinen Geächteten hervorbrach. Er faßte den Feind im Rücken, und nach tapfrer Gegenwehr wandten sich die Pommern zur Flucht, der Oder zu, die jedoch nur von wenigen erreicht wurde. Die Mehrzahl farbte den Boden mit ihrem Blut, und die Stelle, wo das Blut floß, heißt bis auf diesen Tag das „rote Land“. Jagow aber wurde vor den Markgrafen geführt, der ihn mit dem Lande

belehnte, auf dem er so glücklich gekämpft hatte. Auf daß sein Name aber nicht mehr fürder an alte Zeit und alten Groll erinnere, erhielt er den Namen Uch t e n h a g e n , weil er „uht dem Hagen“, d. h. aus dem Walde, zu des Markgrafen Rettung herbeigekommen war.

2. In Freientwalde wohnte zur Uchtenhagenschen Zeit neben dem Kirchhof ein Böttcher, der hieß Trampe. Das Wasser stand damals bis an die Stadt heran, und zwischen Trampes Haus und dem Wasser lag bloß der Kirchhof. Eines Nachts hörte nun Trampe ein Knurren und Winseln, und er trat ans Fenster, um zu sehen, was es sei. Er sah aber nichts als den Vollmond, der am Himmel stand. Er legte sich also wieder nieder und warf sich eben auf die rechte Seite, da hörte er seinen Namen rufen: „Trampe!“ — dreimal. Und dann wurde es wieder still. Und in der nächsten Nacht ebenso. Trampe meinte nicht anders, als er werde nun sterben müssen, und er ergab sich auch in sein Schicksal und dachte: „Wenn es wieder ruft, dann wirst du folgen, es sei, wohin es sei.“ Und in der dritten Nacht rief es wieder. Trampe trat nun auf den Kirchhof hinaus, und als er sich umsah, war es ihm, als liefe was wie ein Hund zwischen den Gräbern hin und her. Er konnte es aber nicht genau sehen, denn das Kirchhofgras stand sehr hoch. Trampe folgte der Spur, die nach der Wasserseite des Kirchhofs ging, und als er an den Strom kam, sah er einen Kahn, der mit dem Borderteil im Wasser und mit dem Hinterteil auf dem Trocknen lag. An der äußersten Spitze des Kahns aber stand ein schwarzer Pudel mit zwei Feueraugen und sah Trampe so an, daß dieser dachte: „Hier ist Einsteigen das beste.“ Und kaum saß er da, so fuhr der Kahn, als ob er von hundert Händen geschoben würde, wie ein Pfeil in den Fluß hinein und über das Wasser fort.

Keiner steuerte, keiner führte das Ruder; aber der Kahn ging rechts und links, immer wie der Pudel den Kopf drehte. So kamen sie bis an den Schloßberg. Der Kahn lief jetzt auf; beide sprangen ans Ufer und stiegen bergan. Inzwischen war es dunkel geworden, der Mond war untergegangen. Aber ob nun der Hund rückwärts bergan lief oder ob er den Kopf nach hinten gedreht hatte, so viel ist gewiß, Trampe sah immer die zwei Feueraugen vor sich, die ihm bis oben hinauf den Weg zeigten. Und als er nun in den Burghof trat, standen da wohl

hundert Fässer, alle voll Gold. Das war so blank, daß es im Dunkeln blitzte. Das Schloß selbst aber lag in Nacht, und nur mitunter glühten die Fenster auf, und allerlei Gestalten wurden sichtbar, Ritter und Edelfräulein, die sicherten und lachten. Dahinter klang es dann wie Tanzen und leise Musik. Trampe sah und horchte.

Aber nicht lange, so trat ein Ritter an ihn heran, legte ihm eine schwere Hand auf die Schulter und fragte, ob er der Böttcher aus Freienwalde sei. Als Trampe bejahte, befahl er ihm, die Fässer zuzuschlagen: „Das dreizehnte Faß ist für dich.“ Und nun ging Trampe an die Arbeit und schlug alle Fässer zu. Das dreizehnte aber, das er vorsichtig gleich beiseite gestellt hatte, rollte er den Berg hinunter. Er war nun fertig und wollte wieder gehen. Da fuhr es ihm auf einmal durch den Kopf, ob nicht der Ritter j e d e s dreizehnte Faß gemeint haben könnte, und als er noch so dachte, rollte er auch schon heimlich ein zweites Faß bergab. Als er aber unten ankam, lag nur e i n Faß da. „Hm,“ dachte Trampe, „wirft es noch mal versuchen“, und stieg wieder bergauf und rollte ein drittes Faß hinunter. Aber als er wieder unten ankam, war alles verschwunden, auch das e r s t e Faß, und nur an der Vorderseite des Rahns saß wieder der Pudel und sagte: „Trampe, du hast verspielt.“ Das ärgerte Trampen, und er dachte, als sie zurückfuhren: „Das soll dir auch nicht wieder passieren.“ — Es ist ihm auch nicht wieder passiert; denn die Uchtenhagens haben ihn nie wieder holen lassen, wenn sie einen brauchten, um ihre Fässer zuzuschlagen.

3. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts trieb der Stamm der Uchtenhagens Sprossen in Fülle: acht Söhne und fünf Töchter wurden geboren, und Freude war im alten Hause der Uchtenhagen. Aber es war das reiche Blühen vor dem Tode. Ehe ein Menschenalter um war, noch vor Schluß des Jahrhunderts, waren alle Söhne des Hauses tot bis auf einen, und der Überlebende, inzwischen vermählt mit Sophie von Sparr, einer Waterschwester des berühmten Feldmarschalls, schaukelte ein einziges Kind auf seinen Knien, — ein zartes Kind mit blauen Adern unter der feinen Haut. Dies Kind, ein Knabe, war Kaspar von Uchtenhagen, der letzte seines Geschlechts. Er starb neun Jahre alt und wurde in der Kirche zu Freienwalde beigesetzt. Die Sage aber erzählt:

Einer der Lehnsvettern des Hauses, voll Verlangen nach dem Besitz der Uchtenhagens, wußte dem Knaben eine prächtige Goldbirne zu reichen, die mit einem langsam wirkenden Gifte vergiftet war. Ein Bologneser Hündchen, das den Knaben auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte, sprang, als dieser die Birne essen wollte, an ihm herauf, halb lieblosend, halb geängstigt, um dem Knaben mit der Vorderpfote die Birne aus der Hand zu reißen. Aber Kaspar nannte ihn lachend ein „neidisches Tier“ und aß die Birne. Als bald begann den Knaben eine Traurigkeit zu beschleichen; seine Lebendigkeit verlor sich, und sein Auge wurde matt. So verging er wie eine Blume. Seine Mutter saß in der Sterbenacht an seinem Bett; da richtete er sich noch einmal auf, küßte der Mutter die Hand und sprach sterbend, aber leise vernehmlich vor sich hin:

Alle Liebe ist nicht stark genug:
ich muß doch sterben und bin so jung!

Um Mitternacht aber glühen die Fenster der alten Kirche, in der der letzte Uchtenhagen ruht, plötzlich in rotem Lichte auf, und die Gestalt Kaspars in weißem Sterbkleide und mit glattanliegendem Haar tritt vor den Altar und spricht leise, aber vernehmlich in das Kirchenschiff hinunter:

Alle Liebe ist nicht stark genug:
ich muß doch sterben und bin so jung.

Und wenn der Ruf verhallt ist, erlischt der rote Schein in den Fenstern, und alles ist wieder wie zuvor.

Th. Fontane (Oderland).

93. Die letzten Uchtenhagen.

Mit häßlichem Geträcz stiegen Krähen aus den Kiefern auf, als wollten sie den Himmel bedecken. Der Wald regte sich nicht von dem Flügelschlag der schwarzen Vögel. Da stiebt wohl etlicher Schnee; aber er fiel dick, in Klumpen herab. Es wuchtete, dröhnte und klang von Hufen, Erz und Eisen. „Die Feinde!“ schrie einer. Er hätt's nicht nötig gehabt, Flüchtlinge haben ein scharf' Ohr. Wie scheues Wild sprangen sie von ihrem Lager. Ist jede Flucht, wo der Feind hinter dem Heere ist, voll Wirrwar, zumal aber in der Nacht, wenn sie schlaftrunken nieder-

fielen, und der Ruf Feinde! schreckt sie auf. Einer rennt gegen den andern. Einer greift des andern Waffen. Der findet nicht sein Pferd, der schwingt sich drauf und hat den Sattel vergessen. Der hält sich an seinen Freund und hat ihn verloren; der glaubt unter Freunden zu reiten, und es sind die Feinde. „Zu mir, meine Söhne!“ sprach der alte Uchtenhagen. „Die Nacht wird schlimm, daß wir uns nicht verlieren. Mein Helmbusch ist eure Fahne, und die Fahne ist, wo der Markgraf ist.“

Hell bliesen die Trompeten der Feinde, die aus dem Walde vorbrachen. Als man sehen konnte beim Dämmerchein des Mondes, der nicht vorkam, war's, als schüttle die Heide nach allen Seiten stählerne Leute aus. Ihre Hauben und Schilde klirrten, ihre Sporen blitzten. Wie die Wölfe, die am Raube sind, heulten sie vor Mordlust. „Wohin die Flucht, Hauptmann?“ rief einer; „rechts gen Spandow oder links gen Briezen?“ Der Hauptmann hatte sich im Steigbügel aufrecht erhoben und mit sicherem Blick umgeschaut: „Wohin jeden sein Pferd trägt“, antwortete er ebenso ruhig. „Lebt wohl, ihr Herren; mancher von uns sah wohl hier den andern zum letzten Male.“

„Ist das Euer letztes Wort, Herr Feldhauptmann?“ sprach ihn der Uchtenhagen an. „Wer soll denn das Feld halten?“

„Das mögen Narren tun. Hier ist nichts zu halten“, erwiderte der Hauptmann.

Bornig faßte Uchtenhagen den Zaum seines Rosses: „Das ist ein schlecht Wort von einem Feldhauptmann. Der Markgraf flieht. Mein Gott, es muß doch einer den Paß schützen.“

Zum Antworten war nicht Zeit. Wie Schaum vor der Welle treibt, jagte Herzog Ludwig mit zwei Rittern heran, und hinter ihm die Feindeschwärme, nur um einen Speerwurf entfernt. Wie eine Herde Rinder, von Wölfen gescheucht, stürzten sie in den tiefen Hohlweg, einige voraus, die meisten hinter dem Fürsten. Da war keine Ordnung. Die Schilde krachten, die Rüstungen klirrten, Speere und Schienen brachen. Mancher kam zu Schaden und hügellos drüben aufs Feld. Wußte keiner was vom andern und sprach keiner ein Wort. Das ward eine Nacht, wie sie zu solcher Flucht sich schickt. Die Winde heulten zwischen den Wolken, und wenn sie schwiegen, ballten sich die schwarzen Wolfensäcke und warfen dicke Schneeflocken; es stiebte bald so dicht, daß man die Hand nicht vorm Aug' sehen konnte.

Am Hohlweg ging's heiß her. Nicht alle waren, wie ein Strom durch die Schleusen, fortgesprengt. Die vordersten der Feinde trafen ihrer noch, wenige nur, aber Männer. Stahl klirrte gegen Stahl, und Speere splitterten. Aber ehe der volle Feindeschwarm anprallte, die paar zu erdrücken, warf sich die Nacht dazwischen. Eine zwiefache Nacht! Die schwarzen Bäume der Schneewolken barsten und warfen solche dichte Flocken nieder, daß keiner das eigene Schwert sah. Auf eine Weile schwieg der Kampf. Die Trompeter riefen die Feinde zurück, daß sie sich zum Angriff ordneten. Ihre Führer mochten denken, es seien dort mehr.

„Vater, ißt rette dich“, sprach ein junger Knappe und faßte des alten Uchtenhagen Roß am Zaum und wollte es umdrehen. „Sie reiten zurück, das ist uns günstig.“

Der Alte riß sich zornig los: „Das redet nicht Uchtenhagens Sohn.“ Runo war kaum achtzehn Jahr; das gelbe Haar floß ihm um die Schultern aus dem Helm vor. Sein milchweiß Gesicht ward blutrot.

„Herr Gott, mein lieber Herr, Euer Sohn rät gut“, sprach ein Mann, der hieß Eisenhardt, ein Dienstmann der Uchtenhagen. „Den Platz halten wir nimmer, und ist nichts zu holen als eitel Tod. Aber so wir ißt die Rosse wenden und ihnen die Sporen geben, hilft uns Gott wohl!“

„Uns! Aber nicht unserm Markgrafen. Ist da einer hinter euch, der will, daß sie ihn Verräter schelten, der wende sein Pferd. Ich entlaß ihn der Pflicht, so er gegen mich hat; aber so es mein Sohn wär', der nenne fürder mich nicht Vater. Und falle ich, so soll er nicht an meinem Sarge stehen.“

Ulrich Pfuel, der war den Uchtenhagen nah verwandt und ihr Nachbar, er sprach: „Alter Freund, was nützt es! Gott zeigt uns selbst den Weg der Rettung.“

„Und denen drüben, wo sie unsern Herrn suchen. So lang ich seines Rosses Hufschlag höre, will ich hier stehen, und noch eine Weil.“

„Er hat uns verlassen.“

„So der Herr schlecht ist, soll's der Diener auch sein? Ich schwor dem Ludwig, und so's ein schlechter Schwur war, wär' ich doch ein schlechter Mann, so ich ihn bräche im Unglück. Ihr, meine Söhne und Freunde! So weiß wie der Schnee niederfällt, so sind meine Haare, so rein ist mein Wappenschild. So

rein, als Gott der Herr will, wünscht' ich, daß meine Seele sei. Und so rein möcht' ich in den Tod gehen. Wer's mit mir will, der schlage an. Wer's nicht will, der reite heimlich davon, will ihn nicht sehn, noch je verraten; denn eines toten Mannes Zunge ist still."

Keiner antwortete. Keiner ritt fort. Sie schlugen gegen ihre Schilde. Es war kein Klang, der weit widerhallte; aber ein Klang war's doch, der stählte ihre Herzen. Die Drommeter drüben antworteten. Das tönte anders von Stahl und Eisen, von Baum und Zügel und Kosseschrauben. Nicht zwanzig Atemzüge vergingen, und die Lanzenspitzen klirrten gegen Panzer und Schild. Aber nach wieder zwanzig Atemzügen machten die Kosse kehrt; wer kämpft gegen den Schnee, der dicht ist wie die Luft, und der heulende Wind treibt ihn durch die Helmgitter ins Auge!

„Gott sei gnädig seiner Seele!“ sprach Ulrich Pfuell, der hielt den Knappen Kuno in den Armen; von der andern Seite stützte ihn der treue Eisenhardt. Dem Knaben war die Stahlhaube vom Kopf geschlagen, hing blaß mit dem Kinn über auf der Helmberge. Seine goldenen Locken klebten von Blut. So schleppten sie ihn zurück und legten ihn auf einen Stein. Er war der erste gewesen zwischen den Feinden und hatte einen riesigen Mann vom Pferd geschlagen. Da spaltete ihm die Streitart den Helm. „Vater,“ sprach er, da er das Aug' aufschlug, „nun bin ich doch Uchtenhagens Sohn?“ — „Bist's“, sprach der Alte und drückte seine Hand. Einen Augenblick beugte er sich über ihn, mehr war zum Trauern nicht Zeit. Wer da die Männer gesehen in dem Augenblick, hätte gemeint, es seien Steinbilder, die über Gräbern stehen. Ihres wurde doch erst gegraben. Die müden Krieger falteten die Hände auf das Schwert, und dicker Schnee lagerte auf ihren Schultern.

Da schüttelte sich Dietrich, des Alten anderer Sohn, und faßte Helmecks Arm, der der zweite Bruder war. Born leuchtete in seinem Aug': „Vater, laß uns ihn rächen; ich sah's, wer ihn erschlug.“ — „Nicht Rache, Sohn!“ sprach der Alte. „Wir sind nicht hier um uns. Nicht unser Herz ist hier, nur unsre Pflicht.“ Wie Ulrich Pfuell sah, daß dem Alten das Herz brach, als er so sprach, und neben ihm seine einzigen Söhne, die er liebte und die er anschaute, als wären sie schon gestorben, da winkte er dem

Eisenhardt, und sie beide traten den Alten an: „Laßt uns nun hier allein stehen, gnädiger Herr“, sagte der Dienstmann. „Eine Weile halten wir noch den Paß, so wir uns hineinziehen, und oben vom Gemäuer wälzen wir Steine. Ihr aber reitet fort mit den zween Söhnen, so Euch bleiben.“

„Das müßt Ihr tun um Eures edlen Hauses willen,“ sprach Ulrich Pfuell, „denn Ihr habt genug getan.“ — „Vater, reite!“ drängten ihn die Söhne. — „Da sei Gott für,“ rief der alte Uchtenhagen, „daß ich, was eines Edlen sei, Dienstleuten überlasse.“ — „Herr, mein Gott,“ rief der Pfuell, „der Bayer verdient nicht solche Treue um uns.“ — „Aber wir, daß wir uns selbst treu sind! Das ist des Adels Pflicht, daß er besser ist als die andern. Er muß mehr tun, sonst ist er weniger als sie. Wahrlich, ich sage Euch, es tut uns not, daß wir den Kost kehren von unsern Wappenschilden, daß wir den Stahl hell leuchten lassen; sonst glauben sie nicht, daß er echt war.“

— „Ihr, meine lieben Söhne!“ sprach er nun zu ihnen, da er sich wieder aufs Roß heben ließ — „Euch gebe ich's frei, wollt Ihr gehen oder bleiben? Ihr seht mein Geschlecht fort, und es ist ein wehrhaft gut Geschlecht: das hat als Markhüter an der Oder gestritten gegen die Slaven zwei Jahrhunderte. Fallt ihr mit mir, dann sinkt mein Haus ins Grab. Aber es liegt dort mit Ehren. Besser, mein' ich, begraben sein mit guter Ehre, als fortleben mit bösem Leumund.“

Die Söhne jauchzten, riefen: „Mit dir sterben in Ehren, Vater!“ Da breitete er segnend die Hände aus und küßte jeden auf die Stirn. Zu mehr war nicht Zeit. Es sauste heran, und ein Bolzenschauer hagelte durch den Schnee. Was klirrten die Harnische, was ward der Schnee rot von edlem Blut!

Als der Tag dämmerte und der Morgen bläulich die Wolken im Osten rötete, schwieg der Sturm; auch der Kriegslärm toste nicht mehr. Da standen viel hunderte Krieger stumm als Trauernde auf ihre Lanzen gelehnt und sahen das Werk an, das sie verrichtet. Manchem edlen Manne ward die Wimper feucht. Sie standen am Hohlweg, und hundert Arme hätten lange arbeiten müssen, ehe sie durchkonnten, ob doch kein Lebendiger ihnen wehrte. Der Weg lag voll Trümmer, so die von der alten Kapelle oben hinuntergewälzt, ganze Mauerstücke, Balken, Sparren und Bäume, und darum lagen Pferdeleiber und auf den Trümmern

tote Männer. Und auf den Trümmern, den Balken und den Leichen lag Schnee, da nur weniger, da handdick, da noch mehr. —

„Lebt keiner mehr?“ sprach der junge Führer. „Keiner“, antworteten sie. Und nun brach die Sonne vor und leuchtete das weiße Schlachtfeld an. Oben saß noch einer, aufrecht an einem abgebrochenen Stück Mauer. Der Helm war ihm vom Kopf gefallen; das greise Haupt lehnte an der Blende, und über ihm schaute die Jungfrau Maria auf ihn nieder. Der Arm lag matt auf der Mauer, aber den Degen hielt die kalte Hand noch fest. Sein Auge war groß auf, als da er von hier befehligte und acht hatte auf alles, aber es glänzte nicht mehr. „Der alte Uchtenhagen!“ riefen sie. „Einen vollen Beutel dem Meister,“ rief der junge Graf von Anhalt, „wer mir den wackern Krieger genesen macht!“ Die hinaufgeklettert, schüttelten den Kopf: „Den lasse Gott genesen am jüngsten Tag!“

Da sie ihn heruntertrugen, hielt der Tote noch immer den Degen fest und rißte eines Hand, der zu nahe kam. „Der ist im Tode noch furchtbar“, lächelte ein dritter. „Und treu“, sprach der Graf von Anhalt. „Da floß ein edel Blut hin“, sagte er noch.

Die edlen Herrn standen still betend vor ihm. Da rieselte es rot aus dem Schnee vor; denn die weiße Decke hatte das Blut versteckt, das hier geflossen, und jetzt hoben sie die Leichen der beiden Brüder auf. Aus deren Wunden kam's. Der Graf von Anhalt zog sein Tüchlein vor und taucht' es in das Blut: „Das ist ein köstlicher Quell, der Brunnen der Treue!“

Die Hauptleute trieben die Kriegsknechte an, daß sie den Weg rein machten. „So wir die Rosse anspornen,“ sprach einer zum Grafen, „holen wir doch den Ludwig noch ein vor Mittag; denn der Schnee zeigt uns die Fährte zur edlen Jagd.“

„Nimmer das!“ rief der Graf. „Seht ihr nicht, daß dieser Mann mit seinem und seiner Söhne Tod das Leben des Bayern erkaufte hat? Das ist sein Testament, mit edelstem Blut geschrieben. Das müssen wir heilig halten. Laßt ihn laufen, wohin er mag. Uns liegt ein besser Werk ob, daß wir mit Ehren bestatten, die hier mit Ehren starben.“

Da legten sie die Leichen des Vaters und seiner drei Söhne nebeneinander auf Kiefernäste; der Fürst und die Herren schüttelten ihnen die Hände. Auch Ulrich Pfuels Leiche, die war ganz zerhackt, und die des treuen Eisenhardt und der andern. Dann,

nach Kriegesart, gruben sie drei Gräber nebeneinander; ein Priester segnete die Toten, und sie legten sie hinein in die kühle Erde. Den Vater und seine drei Söhne in eines, das hieß noch lange nachher der Uchtenhagen Grab. Und zu Füßen ihnen den treuen Eisenhardt, den wollten sie auch im Tode nicht von denen trennen, von denen er im Leben nimmer wich. In das andere Grab ward Ulrich Pfuel gelegt und ein Ihenplich. Sie waren Nachbarn und Freunde. In das dritte kamen die Knechte, die haben keinen Namen. Auf die Gräber wälzten sie Steine, über das der Uchtenhagen ihrer so viel, daß es ein Hügel ward. Die Bauern nachmals haben sie fortgetragen; aber das ist nicht recht, denn nun weiß keiner, wo die letzten Uchtenhagen ruhn.

Wilibald Alexis (Der falsche Woldemar).

94. Der letzte Uchtenhagen.

„All' Liebe ist nicht stark genug,
ich muß doch sterben und bin so jung.“
(Alter Reim der Uchtenhagen.)

1. Wenn die Nacht von Simons und Judä dicht
einspinnt die märkische Halde,
dann geschieht „das Wunder vom roten Licht“
in der Kirche zu Freienwalde.
2. Ein dämmernd Dunkel spinnt dort ein
Kapelle und Empore . . .
Nur von der Krypta her ein Schein
fahlglühend bis zum Chore.
3. Die Tür steht offen zur Gräberstatt,
todkühl weht's in der Kunde. —
Auf den Särgen prangt ein rotes Rad
auf leuchtend silbernem Grunde.
4. Das ist ihr Wappen. Seltsam fremd,
verschollen längst im Grabe.
Am Pfeilerbild im Totenhemd
ein schöner blasser Knabe.
5. Der war der Träger ihres Rechts,
er sollte die Herrschaft tragen:
er war der letzte des Geschlechts,
Kaspar von Uchtenhagen.

6. Den hatte der Better mit List umgarnt,
geküßt den Mund, den roten,
und hatt' dem Kleinen ungewarnt
vergiftete Frucht geboten.
7. Der Knabe nahm die Frucht und aß,
und aß sich das Verderben.
Die Mutter weinend am Bette saß,
der Knabe mußte sterben.
8. „All' Liebe ist nicht stark genug,
mein Schifflein fährt zum Hafen.
Ich muß doch sterben und bin so jung!“ —
Dann ist er eingeschlafen.
9. Vorüber rauscht der Zeiten Strom,
die grauen Mornen weben . . .
Nur Simons und Judä im alten Dom
erwacht vergangnes Leben.
10. Die Särge stehn in langen Reih'n,
es strahlt ihre silberne Habe.
Vom Grabgang blizt ein roter Schein:
es kommt herauf der Knabe.
11. Still blühen bleiche Rosmarin
in seinem goldnen Haare.
Gedämpfte Orgelklänge ziehn
hinüber zum Altare.
12. Er spricht — die Stimme süß und jung —
die Trauerworte wieder:
„All' Liebe ist nicht stark genug . . .“
Und kniet zum Beten nieder.
13. Da flirrt's herauf. Da klingt ringsum
ein wildes, wehes Klagen . . .
Zur Totenkammer neigt sich stumm
der letzte Uchtenhagen.

Erich Ritter.

95. Der Schatz in Angermünde.

Markgraf Otto der Vierte mit dem Pfeil war ein tapferer Degen, auch in auswärtigen Kriegen, namentlich in den Heerfahrten des verwandten Böhmenkönigs Ottokar gegen Ungarn und gegen Rudolf von Habsburg. Er war aber auch ein tüchtiger Fürst daheim, dem das Mehren und Erhalten gleich am Herzen lag, der auch die Bildung in seinen Landen auf alle Weise zu fördern suchte. Im Frieden liebte er eine fröhliche Hofhaltung, befeizigte sich auch selbst des Minnegesanges und wurde von anderen Sängern gepriesen als ein „Brunnen aller Tugenden, dessen Ruhm in manchen Landen blühet“. Nichtsdestoweniger war der Krieg sein eigentliches Element, und wo sich Aussicht zur Mehrung und Befestigung seiner Macht bot, da ergriff er sogleich die Gelegenheit.

So war im Jahre 1277 der erzbischöfliche Stuhl von Magdeburg erledigt, und Otto gab sich alle Mühe, seinen Bruder Erich, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, auf diesen Sitz zu erheben. Das gelang ihm nun freilich nicht; aber doch schien ihm die Gelegenheit günstig, dafür den neuen Erzbischof Günter mit Krieg zu überziehen. Das lief jedoch sehr schlecht ab; denn am 10. Januar 1278 wurde Markgraf Otto bei Frohse nicht allein gänzlich geschlagen, sondern er geriet sogar in Gefangenschaft und wurde im Triumph nach Magdeburg geführt. Den stolzen Feind, der sich vermessen hatte, seine Pferde im Dome von Magdeburg zu füttern, so tief wie nur möglich zu demütigen, wählte Erzbischof Günter allerdings das denkbar schimpflichste Mittel. Er ließ einen großen Käfig bauen, in den der gefangene Markgraf gesetzt und auf dem Markte dem Volke zur Schau ausgestellt wurde. Man kann sich denken, mit welchem Hohn und Spott die guten Magdeburger den gefangenen Löwen übergossen.

Nun hätte der Erzbischof, um den verhassten Feind unschädlich zu machen, ihn am liebsten wohl für immer in Haft behalten. Indessen gelang es den unausgesetzten Bemühungen von Ottos Gemahlin Heilwig bei den Ratmannen von Magdeburg, daß diese ihren Herrn schließlich doch zur Annahme eines Lösegeldes bestimmten. Dasselbe wurde allerdings auf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 4000 Mark Silber bemessen, nach unserem jetzigen Gelde etwa eine halbe Million. Der Erzbischof mochte rechnen, daß dies gleichbedeutend sei mit ewigem Kerker;

denn woher sollte Otto eine solche Summe nehmen? Dennoch fand sie sich, und zwar in überraschend kurzer Zeit.

Der alte Rat Johann von Buch, schon Berater und Freund vom Markgrafen Johann, dem verstorbenen Vater des gefangenen Markgrafen, war es, der nun auch den Sohn rettete. Er war es gewesen, der die Markgräfin Heilwig veranlaßt hatte, die Ratmannen von Magdeburg für sich zu gewinnen, daß der Erzbischof feierlich gelobe, den Markgrafen frei zu geben, sobald das Lösegeld gezahlt werde. Wie die Herren in Magdeburg, so zweifelte freilich auch die Fürstin daran, daß eine so ungeheure Summe jemals aufgebracht werden könnte. Aber Buch sprach ihr Mut ein, obgleich er sich nicht näher erklärte, da er sehr wohl wußte, daß Frauen ein Geheimnis nicht leicht bewahren können.

Johann von Buch veranlaßte nun die Markgräfin zu einer Reise nach Angermünde. Hier stand ein markgräfliches Schloß, in dem die Fürstin trotz ihrer unerwarteten Ankunft doch eine ihr würdige Aufnahme finden konnte. Über den Zweck des hohen Besuchs verlautete jedoch nichts.

Am anderen Tage begab sich Buch mit der Fürstin allein in das Städtchen, nur begleitet von einem alten Manne, der verschiedenes Handwerkszeug trug, wie es die Maurer zu gebrauchen pflegen. Ihn hatte Buch aufgesucht und mit ihm lange geheime Rücksprache genommen. Sie wendeten ihre Schritte der Marienkirche zu. Ehe sie diese betraten, betrachtete Buch aber an der Außenseite noch eine gar nicht so alte Linde und nahm bis zu dieser das genaue Maß der Kirchenmauer.

„Es ist schon richtig, Herr,“ lächelte der alte Handwerker, „auch ohne das würden wir die rechte Stelle schon wiedergefunden haben“.

„Schon recht, Matthes,“ erwiderte Buch, „aber sicherer ist sicherer“.

In der Kirche fanden sich, nachdem Buch auch hier den Raum wieder gemessen hatte, genau an der Stelle, wo draußen die Linde stand, einige unscheinbare Merkmale an der Mauer. Hier begann nun der alte Maurer ein Loch in die Mauer zu brechen, bis es die Form einer schmalen Türöffnung angenommen hatte, durch die ein Mensch gebückt in den dahinter liegenden finsternen Raum gelangen konnte.

„Es ist gut, Matthes,“ sagte Buch, „du kannst nun gehen.“

Die Frau Markgräfin will allein und ungestört an dem Sarge beten“.

Fromm bekreuzte sich der Alte und ging, und Buch blieb mit der Markgräfin allein.

„An einen Sarg wollt Ihr mich führen?“ fragte die Fürstin beklommen, nachdem die Schritte des alten Mannes verhallt waren.

„Nicht an einen Sarg, nicht an ein Grab, Frau Markgräfin,“ antwortete Buch, „sondern an das Mittel zu neuem Leben für unseren gefangenen Herrn. Die Schlüssel zu diesem neuen Leben führe ich bei mir.“

„Was sollten aber Eure Worte bedeuten?“

„Der Alte weiß es nicht anders und ist jetzt auch wohl der einzige, der noch davon weiß, daß hier einst eine Jungfrau aus fürstlichem Geblüt geheimnisvoll ihre letzte Ruhestätte gefunden habe. Es mußte so sein, um das Geheimnis zu wahren, das nur zwei Personen kannten, der verstorbene Markgraf Johann und ich“.

Buch zündete nun eine Wachskerze an, trat durch die Öffnung in den finsternen Raum und bat die Markgräfin, ihm furchtlos zu folgen. Nach wenigen Schritten schon zeigte sich eine dicke, ganz mit Eisenblech beschlagene und mit starken Schlössern und Riegeln verwahrte Tür. Die Schlüssel führte Buch zwar bei sich, aber nur mit äußerster Anstrengung vermochte er die Tür zu öffnen. Sie betraten nun ein leeres, ziemlich hohes und langes Gewölbe, an dessen Hinterwand wieder eine starke eichene Tür sichtbar wurde. Nachdem auch diese mit großer Mühe geöffnet worden war, zeigte sich, daß das Gewölbe dahinter noch eine kleinere Fortsetzung hatte, und hier stand eine mächtige, sargartige Truhe aus Eichenholz, die mit vielen starken, eisernen Bändern versichert, und, wie sich beim Öffnen zeigte, mit starken Schlössern und Schließhaken verwahrt war. In dieser Truhe aber standen viele eiserne Kästchen neben- und übereinander, die sich alle, nachdem Buch sie mit den passenden Schlüsseln geöffnet hatte, bis an den Rand mit Gold und Silber gefüllt erwiesen. Ein Schatz, größer noch als der, welchen der Erzbischof für die Freiheit des Markgrafen gefordert hatte.

Staunend stand die Fürstin; aber überwältigt von der Freude sank sie auf die Knie und dankte in inbrünstigem Gebete Gott

für diese wunderbare Errettung ihres Gemahls aus schmachvoller Gefangenschaft.

„Ja, Frau Marktgräfin,“ sagte Buch, als die Fürstin endlich ihre Freudentränen zu trocknen vermochte, „hier liegt das neue Leben für den Herrn Markgrafen. Unser verstorbener Herr, Gott habe ihn selig, hat wohl vorgeahnt, daß einmal ein Fall eintreten könnte, wo viel Geld nötig sein würde, und hat darum diesen Schatz hier sicher verwahrt. Niemand wußte darum, als er und ich, und ich habe mit heiligem Eide geloben müssen, von seinem Dasein nur in einem Falle der höchsten Not Kunde zu geben. Dieser Fall ist jetzt eingetreten, und so bin ich von meinem Eide entbunden. Die Linde draußen hat der selige Herr mit eigener Hand gepflanzt als Erkennungszeichen, wo in der Kirche das Gewölbe beginnt, und der alte Mann, der uns begleitete, hat damals die äußere Öffnung zugemauert“. —

Am anderen Tage verließ die Marktgräfin Angermünde; aber ihrem Wagen folgten zwei andere, anscheinend sehr schwer beladene nach, die bei gar zu schlechten Begestellungen auch von den vier davor gespannten Pferden nicht fortzubringen waren, so daß noch mitgeführte leere Handpferde vorgelegt werden mußten. Ein großer Trupp stark bewaffneter reisiger Knechte aus dem Angermünder Schlosse bildete angesichts der unsicheren Zeiten die Bedeckung des Schatzes. — — —

Der Erzbischof war erstaunt und erschrocken zugleich, als die Marktgräfin Heilwig bald darauf in Magdeburg eintraf und das Lösegeld zahlte; erstaunt, daß die große Summe in so kurzer Zeit herbeigeschafft worden war, und erschrocken, daß er den Markgrafen nicht in Haft behalten konnte, sondern frei geben mußte. Denn daß er sich in diesem nun einen erbitterten und unversöhnlichen Feind geschaffen, des konnte er wohl sicher sein. Da war nun aber nichts mehr zu ändern. Er mußte es sich sogar gefallen lassen, daß ihm der Markgraf beim Abschiede höhrend zurief: „Ei, Herr Erzbischof, Ihr habt mich nicht festhalten, mich nicht einmal richtig schätzen können; einen Mann wie mich müßtet Ihr zu Pferde steigen lassen und fordern, daß er von der Erde bis zur erhobenen Lanzen Spitze mit Gold bedeckt werden müßte, denn so viel bin ich wert.“

* * *

In Angermünde ist die seltsame Truhe heute noch zu sehen. Trotz ihres hohen Alters ist sie fast unverfehrt; nur daß von dem Deckel viele der eisernen Bänder losgesprungen sind. In dem großen Gewölbe ist 1727, also fast fünfhundert Jahre später, die Sakristei der Kirche eingerichtet worden, und aus dieser führt eine Thür in jene ehrwürdige alte Schatzkammer, wo die Truhe heute noch steht. Auch die Linde steht wohl noch. Sie hatte eine Größe erreicht, daß sie das Kirchendach weit überragte, und um die Mitte des abgelaufenen neunzehnten Jahrhunderts hatte sie einen unteren Stammumfang von einundzwanzig Fuß; aber die Krone war vom Blitz zerfchlagen.

Gustav A. Ritter (Deutsche Sagen).

96. Aus den Minneliedern Ottos IV. mit dem Pfeil.

Räumt den Weg der schönsten aller Frauen!
Laßt die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Kaiserin zu schauen,
fände wohl ein Kaiser Hochentzücken.
Über Sterne darf mein Loblied steigen,
meinen Himmel kann ich nicht verschweigen;
wo sie wohnt, dem Lande muß ich neigen.

Frau Minne, stille Botin, sage
meiner Gehren, daß ich sie nur minne,
sie nur ewig in Gedanken trage
und auf neue Huldigungen sinne!
Wollt' ihr süßer Mund mir lieblich lachen,
meine Trauer müßte flugs erschwachen
und zu besserem Leben ich erwachen.

* * *

Winter, deine trüben Stunden,
deine Kälte mannigfalt;
hätt' ich selbst einmal gefunden,
daß sie würden schöngestalt,
wollt' ich durch die lange Nacht
der zulieb entsagen,
die nur Freuden mir gebracht.

Wenn ich seh' die Minnigliche
vor mir stehn in reichem Kleid,
alles Unheil von mir wiche,
von mir alles Herzeleid.
Grüßend ist ihr süßer Mund
mir in solcher Röt' erschienen
wie ein flammend' Lippenrund.

Ach, Herr Gott, mit deiner Güte
sei die Liebliche gepflegt.
Deine Treue sie behüte,
gib mit Segen sie umhegt.
Solches hat sie doch fürwahr
um die Welt verdient.
Ach, Herr Gott, nimm ihrer wahr!

Kommt ein lichter Mai uns wieder,
Frohmut dann das Herz durchglüht,
bringet Blumen uns und Lieder,
wie sie schöner nicht erblüht.
Vogelsang tönt mannigfalt
in belaubtem Walde:
doch das Herz wird traurig bald.

Ihre Liebe will ich werben
meinen ganzen Lebenstag.
Sollt' einst unerhört ich sterben,
seht, dann scheid' ich ohne Klag'.
Tröstet sie mich nicht zur Stund',
ihr holdblühend roter Mund
gab mir dann die Todeswund'.

97. Das versunkene Schloß.

In der Altmark, zwischen den Städten Salzwedel und Seehausen, liegt unfern der Grenze von Hannover das Städtchen Arendsee an einem großen See, und man weiß nicht, ob der Ort dem See, oder umgekehrt der See dem Orte den Namen gegeben.

Die Sage weiß zu erzählen, daß hier vorzeiten weder See noch Ort gewesen sind; sondern an deren Stelle erhob sich ein großes, schönes Schloß. Die Besitzer aber waren böse Menschen; sie fürchteten nicht Gott, nicht Menschen und lebten in schweren Sünden dahin. Doch auch die Langmut Gottes kann ein Ende haben, und so geschah es auch den Besitzern des Schlosses. Eines Tages zog ein furchtbares Wetter herauf mit gewaltigem Brausen, und als es vorüber war, war das Schloß verschwunden, und an seiner Stelle breitete sich die bewegte Fläche eines großen Sees aus. Die Erde hatte das Schloß verschlungen.

Diese Veränderung wurde zuerst von einem Weibe bemerkt, das mit seinem Manne, der Arend hieß, über das Feld ging. Voller Bewunderung stand sie still, deutete mit dem Finger auf den See und rief staunend: „Arend, seh!“ Daher hat man dem Städtchen, das später an dem See erbaut wurde, den Namen Arendsee gegeben.

In diesem See findet man den feinsten weißen Streusand, und wenn die Sonne hell scheint, soll man noch alte Mauern und Gebäude des versunkenen Schlosses sehen. Der See ist gewaltig tief, und an seinem Wasser ist weder Vermehrung noch Verminderung zu spüren. Es ist auch die größte Vermessenheit der Welt, seine Tiefe ergründen zu wollen, und mancher, der es versuchen wollte, hat schon eine warnende Stimme gehört, die aus dem Grunde heraufstömte; so mancher aber, der auf diese Stimme nicht hören wollte, hat es schon mit dem Tode büßen müssen. Es wird auch erzählt, daß es einmal einige vorgehabt hätten, das Wasser zu ergründen und ein Seil hinabgelassen hätten. Wie sie es aber wieder herauszogen, fand sich ein Zettel daran mit dem Gebot: Lasset ab von eurem Unternehmen, sonst wird eurem Orte widerfahren, was diesem geschehen ist. Aus vielen Zeichen ist klar, daß der See sich weithin unter der Erde forterstrecken müsse; denn wenn man nach Salzwedel fährt, so hört es sich oft an, als wenn es über ein Gewölbe ginge, und der Bernstein, den die Fischer bisweilen daraus hervorbringen, beweist, daß er mit der Ostsee in Verbindung stehe.

An dem See ist es noch immer nicht recht geheuer. Noch jetzt spült er bisweilen große Stücke vom Lande fort. Noch vor zweihundert Jahren erhob sich am Katharinentage ein gewaltiger Sturm mit Erdbeben und riß ein großes Stück Land, auf dem

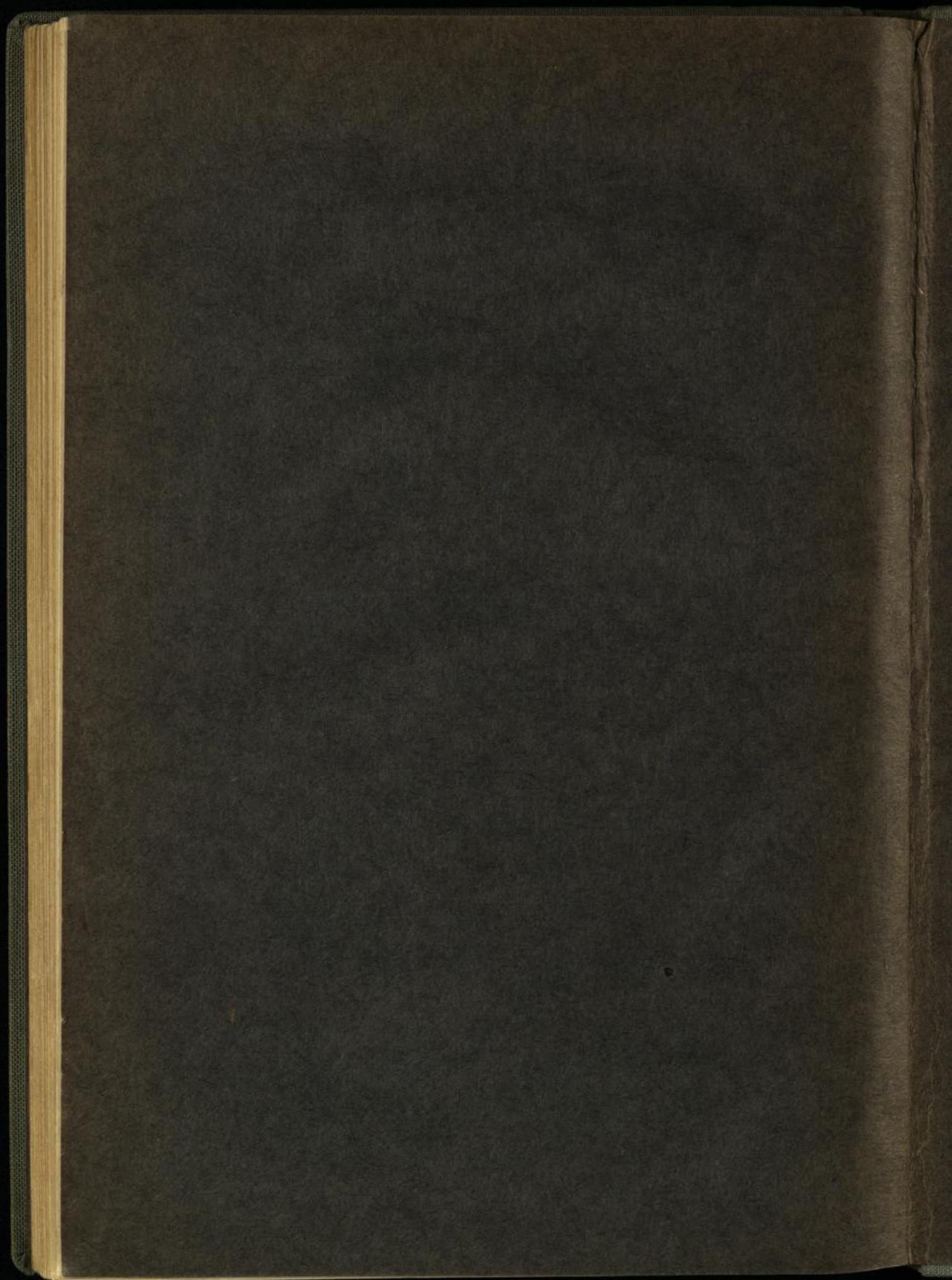
dreiundzwanzig Kohlgärten lagen, und danach einen Hügel nach dem anderen fort, bis es endlich an eine Windmühle kam. Die fing an gewaltig zu wanken und zu prasseln, so daß sich der Müller und eine Magd, die darin waren, kaum noch retten konnten. Der Müller hat aber erzählt, daß er drei Nächte zuvor zweimal nacheinander eine Stimme gehört, die gerufen habe: „Müller heraus, nur bald fort!“ Gleichwohl habe er, als er hinausgekommen sei, niemand gesehen. Danach hat man denn im Städtlein den Beschluß gefaßt, diesen Tag alljährlich mit Fasten und Gebet zu begehen, was auch eine Zeitlang geschehen, später aber wieder eingegangen ist. — —

Dieselbe Sage von einem versunkenen Schlosse, an dessen Stelle jetzt ein See sich ausbreitet, wird von gar vielen Punkten in deutschen Landen erzählt. So auch noch von einer anderen Stelle in der Altmark, nämlich von dem See bei dem Dorfe Ursleben.

Einen Büchschuß hinter dem Dorfe befindet sich ein großer See, genannt der Brok (Bruch). An dessen Stätte, so erzählt die Sage, war vor alten Zeiten ein schönes Schloß, das hernach unterging, und seitdem war das große Wasser aufgekommen. Nämlich es sollen alle Leute drinnen versunken sein, ausgenommen eine einzige Edelf Jungfer, die ein Traum kurz vorher warnte. Als nun das Vieh und die Hühner auffallende traurige Zeichen eines bevorstehenden großen Unglücks laut werden ließen, setzte sich diese Jungfrau auf einen Ochsen und ritt davon. Mit genauer Not erreichte sie einen nahe gelegenen Hügel; hinter ihr drein sank das Schloß zusammen, und wie sie auf dem Ochsen sitzend sich vom Hügel umsah, war das Gewässer überall aufgestiegen. Davon heißt der Hügel noch Ossenberg (Ochsenberg) bis auf den heutigen Tag.

Gustav A. Ritter (Deutsche Sagen).







Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



97018927

Universitätsbibliothek Potsdam

Auslehnr.



97018927